N IV 63

Const. 30. Xr.

L. g. o 98 Bÿ.

Des Herrn von L** moralische Gedichte

herausgegeben
von
Naumann.

Franckfurt und Leipzig,
bey Daniel Christian Hechtel.
1751.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Seiner
Hochwohlgebohrnen,
dem
Herrn Hofrathe
von Haller
in Göttingen,
einem Dichter,
Dessen Grösse über alle Schmeicheley
erhaben ist,

und

einem Gelehrten,

Dessen Verdienste um das Reich der Wissenschaften

Seinen Namen

unsterblich machen,

wiedmet dieses,

mit ehrerbiethiger Ergebenheit,

Der Herausgeber.

An

* * An * *

Se. Hochwohlgebohrne

dem

Herrn von Loen.

In freta dum fluvii current, dum montibus umbræ
Lustrabunt convexa, Polus dum sidera pascet;
Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt.

Virg.

Erhabner Freund! wann schlechtes Dichten,
Sich hier für Deine Einsicht wagt.
Wolst Du nicht nach der Strenge richten
Was eine blöde Muse sagt.
Von Deinem Lobe will ich singen,
Das Deine Thaten selbst erhöhn:
Und wird mein Lied so rein nicht klingen,
Bleibt dennoch stets der Vorsatz schön.

Beglücket waren jene Stunden,
Die Anfangs mich zu Dir geführt.
Ich habe damahls gleich empfunden,
Wie sehr Dein Mund das Herze rührt;
Und was hat der Erfolg der Zeiten
Mir nicht für Vortheil zugewand?
Die gröste der Glückseligkeiten,
Du hast mich Deinen Freund ernant.

Nicht warens grose Weisheits-Gaben
Den ich das Glück zu dancken hab.
Was andre Deiner Freunde haben,
Das gehet mir fast gänzlich ab.
Nur war es Deine Huld und Güte,
Die mich zu lieben, Dich bewog,
Und ein aufrichtiges Gemüthe
Das Deine Neigung zu mir zog.

So angenehm auch Deine Schriften,
So lehrreich, als ihr Inhalt ist:
So können sie doch das nicht stiften,
Was Du in Deinem Umgang bist.
Die edle Pflicht der Menschen-Liebe,
Läst Du in allen Thaten sehn;
Und die erhabne Tugend-Triebe,
Begleiten stetigst Dein Begehn.

Wie war es mir dann nicht zu Muthe,
Als sich Dein Herze mir entdeckt,
Und ich auf Deinem holden Guthe,
Des Landes süsse Lust geschmeckt.
Ach komt doch bald, ihr frohe Zeiten!
Eilt, und beschleunigt euren Lauf!
Ich will ja sonsten nichts beneiden,
Halt mir nur dieses Glück nicht auf.

Dort, als der Orthodoxen Schaaren
Mit Wuth und Lästern auf Dich brach,
Da hab ich erst an Dir erfahren,
Was ein gesezter Geist vermag.
Wenn Deine Feinde sich erbittern:
So sahst Du ihnen lächelnd zu;
Und bey der Furcht von Ungewittern
Bliebst Du vergnügt in Deiner Ruh.

Dein Glücke solte höher steigen,
Und Deinen Stand noch mehr erhöhn.
Hier kan uns Dein Betragen zeigen,
Wie weit der Tugend Triebe gehn.
Ohn Dich darum je zu bemühen,
Läst Du der Vorsicht Dich allein;
Du denckst Dich nicht hervor zu ziehen;
Dich blendet nie kein falscher Schein.

Was hab ich nicht von Dir gelernet,
Geleitet auf der Weisheits-Bahn.
Wär ich nun gar von Dir entfernet:
Was fieng ich alsdenn weiter an.
Drum war es wohl mein gröstes Glücke,
Daß Du die Reis zurück liest gehn;
Und ich verdanck es dem Geschicke,
Daß ich Dich noch kan bey uns sehn.

GOtt lasse Dich der Welt zum Nutzen,
Noch lang in stetem Wohlseyn blühn:
So kanst Du leicht den Feinden trutzen,
Und auch die Herzen nach Dir ziehn.
Selbst in den weit entfernsten Zeiten
Wird immer noch der Ruhm bestehn,
Bis sich zulezt der Welt-Gebäuden
Um ihre Ax ins Chaos drehn.

P. F. de Neufville.

Vorrede.

Vorrede.

Es ist mir die Ehre der Herausgabe gegenwärtiger mit Reitz und Geiste belebten Gedichte auf eine sehr unschuldige Art zu Theile geworden. Ich empfand, da mir der Verleger unvermuthet ihre Besorgung auftrug, eben die Zufriedenheit, die jeder in gleichen Umständen empfunden hätte, der, wie ich, desto weniger zu schmeicheln weiß; je wahrhafter die Hochachtung ist, die man

den Verdiensten des vortreflichen Herrn von Loen (ich glaube, daß ich ihn hier nennen darf) niemals versagen kan; Mein unverdientes Glük schenkete mir eben dadurch zum erstenmale die Freyheit, die Verehrung, die ich einem so grossen Gelehrten vorlängst stillschweigend wiedmete, nunmehr öffentlich zu entdecken; Und in der That hätte ich es mir selbst nicht verzeihen können, wenn ich für den Unterricht und für das Ergetzen, das die Schriften dieses würdigen Lehrers der Deutschen mich schöpfen liesen, noch länger unerkentlich zu seyn scheinen sollte; Eben diese Schriften sind die vollkommensten Zeugnisse, daß ihr berühmter Herr Verfasser die Kunst gefunden hat, eine weitläuftige Gelehrsamkeit mit einer so ausnehmenden Bescheidenheit und Leutseligkeit, oder, daß ich viel mit wenigem sage, einen bewunderns-würdigen Verstand mit dem edelsten Herzen von der Welt zu verbinden. Da es ausgemacht ist, daß die meisten Verfasser, oft, ohne daß sie es

wissen, in ihren Büchern ihren eignen Charakter abschildern: So kan man von den Werken des über die gemeinern Lobsprüche erhabnen Herrn von Loen behaupten, daß die Scharfsinnigkeit und ihr gewandtes mit Wahrheitsvollen Einfällen begleitetes Wesen in der Abbildung der schönsten Empfindungen nicht nur den Beyfall der Kenner, sondern aller Arten der Leser unausbleiblich gewürket haben. Ohne die gewöhnliche Dreistigkeit der Vorredner zu besitzen, lässet sich ein gleiches Schiksaal gegenwärtiger nach der Natur gezeichneten poetischen Gemählden desto sicherer versprechen: Je gewisser es ist, daß in denselben der Witz und das Feuer des Dichters mit der Anmuth Seiner Gegenstände, und der Glanz blühender und, so zu sagen, redender Bilder mit den gefälligsten Regungen des Herzens um den Vorzug streiten.

Diese Kunst, leblosen Geschöpfen, durch eine glükliche Nachahmung, Heiterkeit, Leben und Handlung zu erthei-

ertheilen, führet mich von sich selbst auf verschiedne Betrachtungen über den Unterscheid der Würckungen, welche die ähnlichen Werke des Mahlers und des Dichters hervorbringen; Ich erhalte dadurch den bequehmsten Stoff zu einer Ausführung, die so wohl meinen Absichten, als der Sache, welche sie betrift, vollkommen gemäß ist, und die, weil ich nicht schreibe, um geschrieben zu haben, in Ansehung meiner keine Zeitverkürzende, sondern eine nützliche Beschäftigung voraussetzet?

Die Vergleichung der Poesie und der Mahlerkunst, in dem ersten Abschnitte der Dichtkunst des Herrn **Breitingers**, welche von der Hand eines Meisters zeuget, versaget mir, da ich sie jezt genauer betrachte, nicht alle Hofnung, durch eignes Nachsinnen neue und entferntere Merkmale zu entdecken; Vieleicht erhielte ich dießfalls mehrere Gewißheit, ob, und wie weit diese Materie von einem deutschen Verfasser erschöpfet ist:

Wenn ich Titii Anweisung zur deutschen Dichtkunst, welche in Danzig gedrukt, und nachgehends rar geworden ist, hätte können zu Gesichte bekommen; Meine Freunde versichern mich, daß diese Schrift durchgehends von der poetischen Mahlerey handelt, und daß der Verfasser, ob er gleich ein Vorgänger des Herrn Breitingers gewesen ist, nach Beschaffenheit der damaligen Zeiten, da man noch nicht so viele Hülfsmittel zur Kritik besas, in seiner Art bey nahe so viel, als sein berühmter Nachfolger geleistet hat. Bey dem allen bin ich dem erstgemeldeten Zürchischen Kunstrichter, dessen Schriften ich seit zehn Jahren, mit Anwendung, lese, besondern Dank schuldig, daß er durch seine Vergleichung zwoer mit einander vergeschwisterten Künste mir Anlaß gegeben hat, seinen Betrachtungen etwas reiffer nachzudenken. Ich würde mit ein paar gründlichen Stellen aus seiner Abhandlung der meinigen eine Zierde geben, die ich selbst ihr zu verschaffen, unfähig bin,

wenn ich mich überwinden könte, die Zahl der gelehrten Abschreiber solcher Bücher, die in jedermanns Händen sind, ohne Noth zu vermehren.

Nach seiner Absicht berühret er auf der vierzehnden und funfzehnden Seite seiner Dichtkunst nur kürzlich die vornehmsten Eigenschaften, welche die Poesie und die Mahlerey mit einander gemein haben. Ob es nun wohl ausser allem Zweifel ist, daß beyde nur einerley Vorhaben, nehmlich die Nachahmung der Werke der Natur und der Kunst erkennen: So kan ich doch, so groß auch meine Hochachtung für diesen Kunstreichter seyn mag, ihm nicht zugeben, daß beyde auch in dem Endzwecke und in der Materie so genau, wie er saget, mit einander übereinstimmen.

Wenn ich in den Begriffen, von dem innern Wesen der Dichtkunst mich nicht sehr irre: So ist diejenige Bemühung, durch die Aehnlichkeit zu ergetzen, welche die Hauptabsicht der

Mahle=

Mahlerey ausmachet, nur die Nebenabsicht der Dichtkunst, oder, bestimmter zu reden, nur das Mittel, durch welches sie ihren Endzweck desto leichter und desto gewisser auszuführen suchet. Man weiß, daß die leztere zu allen Zeiten und bey allen gesitteten Völkern von ihrem ersten Ursprunge an, für eine Verehrerin der Gottheit, für eine Priesterin der Religion, und für eine allgemeine Lehrerin der Weißheit und der Tugend mit Rechte ist gehalten worden. Noch izt erkennen die vornehmsten Dichter unsres Jahrhunderts es für ihre Hauptpflicht, die Stärke ihrer Wohlredenheit allein zur Ehre der Gottheit, und zur Ausbreitung der Vernunft und der guten Sitten anzuwenden; Hingegen lässet sich über diejenigen schönen Geister, die, mit gänzlicher Hindansetzung des lehrreichen, Scherz und Spiel zum einzigen Gegenstande ihrer Lieder nehmen, in etwas gelindern Ausdrücken, das Urtheil aussprechen, mit dem die ernsthaften Aegypter ehedem die Tonkunst

aus ihren Häusern verbanneten; weil sie besorgeten, durch dieselbe zu unordentlichen Leidenschaften aufgebracht, und zu gar zu weichlichen Empfindungen gereitzet zu werden? Ich finde bey verschiednen Sittenrichtern eben dergleichen Erinrungen, welche die Kunstwerke der Mahler betreffen, wenn sie Witz und Geschiklichkeit zu lasterhaften Abbildungen mißbrauchen; Sonderlich machet Plato in dem dritten Buche vom gemeinen Wesen ein bemerkenswürdiges Gesetze: Daß alle Schildereyen etwas sittliches vorstellen sollen, welches vermögend ist, die Jugend zu unterrichten, und ihr die wohlanständigsten Gedanken einzuflössen. Dem ungeachtet würde, wenn auch alle Mahler einen Eyd ablegeten, dieses nach der Schärfe zu bewerkstelligen, ihre blos zum Vergnügen dienende Kunst die Hoheit und die Vortreflichkeit derjenigen Absichten nie erreichen, durch welche die angenehm unterrichtende Dichtkunst das eigenthümliche Vorrecht ihrer Nützlichkeit unwidersprech-

lich

lich behauptet. Gesezt, daß ein Unwissender durch ein Gemählde von einer gewissen Geschichte belehret wird, oder daß man von der Schilderey, die eine gute oder böse Handlung vorstellet, zu moralischen Betrachtungen Anlaß nehmen kan: So eräuget sich dieses doch nur zufälliger Weise, und es ist keine Folge, daß der Kunstmahler dabey die Absicht gehabt hätte, eigentlich zu unterrichten. Ein so grosser und würdiger Endzwek war allein der Dichtkunst vorbehalten, als das erste und kentlichste Merkmal, durch welche sie, als durch einen höhern Grad der Vollkommenheit, sich von einer etwas geringern Kunst unterscheidet. Man darf, sich hiervon zu überzeugen, die Poesie in ihrem prächtigen und weiten Umfange, nicht aber nach einem einzeln Theile ansehen, welcher eine oder die andre ihrer Absichten, nach dem besondern Charakter, der ihm eigen ist, mehr, oder weniger beobachtet. Die poetische Mahlerey, die bey den meisten Gattungen ihrer Werke statt findet,

machet nicht das Ganze der Poesie aus; Vielmehr ist sie, wenigstens in Ansehung dichterischer Beschreibungen ihr mindester und schwächster Theil, von dem die Schüler der Dichtkunst den Anfang ihrer Uebungen ordentlicher Weise zu machen pflegen; Und ob ob es gleich wahr ist, daß diese Arten der Bilder selten zu einem höhern Zwecke, als zur Belustigung dienen, die zur Unterstützung des Lehrreichen vieles beytragen kan: So muß man doch eben deßwegen einen Dichter, der keine aus der Geschichtskunde und aus den praktischen Theilen der Weltweisheit geschöpfte Betrachtungen in sein Werk einwebet, sondern stets halbkindisch mahlet und phantasiret, so wohl für den kleinsten unter den Poeten halten: Als derjenige auf der andern Seite tadelhaft wird, der in seinen Liedern lauter Epigrammatische Einfälle zusammen drehet, bey denen das Herz und die Einbildung der Leser, die so wenig, als er selbst, durch häuffig verschwendete Spitzfindigkeiten, erhi-

tzet werden, in einer ekelhaften und kaltsinnigen Schläfrigkeit bleiben.

Aus diesen Gründen glaube ich, daß Herr Breitinger, dessen Meinung ich, nach der, einem so scharfsinnigen und redlichen Lehrer schuldigen Bescheidenheit, zu retten denke, die Uebereinstimmung der Endzwecke des Mahlers und des Dichters in dem Ergetzen nicht schlechterdings, sondern etwas eingeschränkter wolle verstanden wissen; Es kan seyn, daß er bey der Poesie auf dasjenige sein Augenmerk gerichtet hat, was gemeiniglich geschiehet, und nicht auf dieß, was eigentlich geschehen sollte. Denn, wie die meisten der kleinen Dichtungsarten lediglich zum Vergnügen abzielen: Also ist kein Zweifel, daß die mehresten Dichter, die, ohne eine Sache besser zu überdenken, das sinnlichere suchen und lieben, sich allzugern den geringern Gedichten aus einem natürlichen Triebe überlassen; Und in dieser Verfassung, die sie an keinen edlern und reinern Endzwek denken lässet, als an ein solches Er-

 getzen,

getzen, das der Mahlerey ähnlich ist, beweiset ihr Beyspiel den Satz des Herrn **Breitingers** zur Gnüge.

Zudem lassen sich seine Gedanken, der Richtigkeit halber, im weitern Verstande dahin ausdeuten, daß der Verfasser sich nicht so wohl für die genaue Uebereinstimmung des Endzweks beyder Künste, als vielmehr für die würkliche Aehnlichkeit ihres beyderseitig verschaffenden Vergnügens, ohne das Lehrreiche der Dichtkunst auszuschliessen, habe erklären wollen. In diesem Falle kan er, um der leztern nichts von ihrem Ansehen zu vergeben, unter dem Ergetzen, das sie suchet, nicht nur das sinnliche, sondern auch das feinere Vergnügen des Geistes, nehmlich den ewigreitzenden Unterricht der nützlichsten Wahrheiten, vermuthlich mit begriffen haben. Es würde aber, so gut man es erklären will, dennoch die von ihm ausdrüklich beniemte Uebereinstimmung der Endzwecke des Mahlers und des Dichters hinwegfallen; So gern ich auch eine Art der Gleichheit

in gewissen Absichten zugebe, unter die das Ergetzen gehöret, auf welchem bey der Mahlerkunst das Hauptwerk, bey der Poesie aber nur das mindeste beruhet. Jene würde in der Ausübung ihrer stummen und symbolischen Beredsamkeit alles verlieren, wenn sie nicht gefiele; Diese aber büssete den Vortheil ein, daß sie nicht so stark und so zuverläßig gefiele. Im Gegentheile sollte es mir sehr leid seyn, wenn die Dichtkunst, aus gleichen Bewegungsgründen, den Namen einer Schmeichlerin so gut, als die Mahlerey, verdienete. Ihre von ihr unzertrennliche Beschäftigung ist überreden, bewegen und lehren; und sie ergetzet nur in so fern, als ihre Absichten es verlangen, sich der Mahlerkunst gleich zu stellen; Diese aber, wenn sie am kühnsten seyn will, muß von ihr die Erfindung, die reiche Dichtung und den edlern Einfall borgen, um zu einer gewissen Höhe hinanzusteigen; Hiervon war jener Mahler im Alterthume so wohl überzeuget, daß er, da er eine Göttin schildern

 wollte,

wollte, vorher den **Homer** laas, aus dem Ueberflusse dieses Dichters die Phantasiereichsten Züge zu entlehnen. Uebrigens sind beyde Künste nicht daran Schuld, daß die verderbte Natur der Menschen sie zu einem ihrer Thorheit gleichen Schiksaale verdammet, und daß ihr Afterwitz in ihnen, als in ordentlichen Gewerben des Eigennutzes, der Prahlerey und der Wollüste, sich selbst sclavisch verunehret.

Nechst der Verschiedenheit derer, durch die Grade der Grösse und der Nützlichkeit bestimmten Endzwecke, die den Unterscheid bey der Mahlerkunst und bey der Poesie hervorbringen, kan ich hier die zwote Meinung des Herrn **Breitingers** nicht unberühret lassen, vermöge welcher beyde Künste in der Materie, über die sie arbeiten, übereinkommen sollen. Nach der Billigkeit, die man von diesem Kunstrichter gewohnet ist, wird er mir vergönnen, daß ich auch in diesem Stucke von ihm abgehe; indem

es

es scheinet, er sey, nach der vierzehnden Seite seiner Dichtkunst, zu diesem Vorgeben, durch den Eyfer, **seine Benennung der poetischen Schilderey** zu rechtfertigen bewogen worden. Vermuthlich ist er auf diese kleine Irrung, deren Beobachtung verständigen Lesern die mindeste Freude erwecket, auf eben die Art, wie auf die vorhergehende, gekommen, da aus den Umständen erhellet, daß er in allem, was er vorträgt, die Dichtkunst nur auf einer Seite und aus einem einzigen Geschichtspunkte betrachtet hat. Weil er sich vorsetzete, die ganze Poesie, als eine magische Mahlerey ausführlich abzuhandeln, welche, wie Herr **Bodmer** nach Cartesischen Grundsätzen sich ausdrücket, reitzende Bilder in das Gehirne der Leser schildert: So nahm er nicht allein das Ergetzen zum Endzwecke derselben, welches aus seinen Begriffen natürlich folget; Sondern er eignete dieser bloß mit Bildern beschäftigten Dichtkunst auch nur diejenigen Materien zu, in deren Gebiethe die Ar-

beiten der ordentlichen Mahlerkunst eingeschränket sind.

Meines Bedünkens muß man dem erstgenennten kritischen Freunde des Herrn **Breitingers**, der besser aus der Erfahrung eines Dichters reden kan, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in seinen Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Poeten zwar ebenfalls nach der Beschaffenheit seiner Abhandlung das Vergnügen, als die Hauptabsicht der Poesie betrachtet, aber doch in gleichen Fällen auf eine ungleich mehr bestimmtere Art sich ausdrücket. Erstlich redet er zum Anfange des zweeten Abschnitts seines angeführten Werks von dem erbaulichen Ergetzen, und von der angenehmen Verbesserung der Menschen, für die nicht nur die Dichter, sondern alle Künstler zu sorgen haben; Ja er saget mit eben der Deutlichkeit auf der zwey und dreyßigsten Seite, daß ihr kunstreicher Fleiß durch die geschikte Nachahmung den Eindrücken unangenehmer

Vorstellungen das Ekelhafte benimt, und die menschlichen Gemüther mit einer lehrreichen und empfindlichen Lust erfüllet. Hernach erkläret er sich, da er die Gleichheit der Mahlerey und der Poesie erwäget, daß man der leztern einen billigen Vorzug vor der erstern eingestehen müsse; Weil sie nicht allein, auf eine unsichtbare und recht wundersame Art, auf einmal eine Menge solcher Bilder hervorbringet, sondern auch mehr Dinge, als die Mahlerkunst in sich begreiffet, weßwegen ihre Schilderungen um ein grosses lehrreicher sind, als jene; Mithin erstrecket sie sich, wie er anmerket, weit über die Grenzen des Gesichts, in die der Mahler eingeschlossen ist, ja weit über alle andern Arten des Gefühls, bis auf die Verrichtungen des Gemüths, auf die Gedanken, zu denen keiner der äuserlichen Sinne hindurch dringen kan; Noch ausdrüklicher zeiget er diesen Unterschied der Mahler und der Dichter in dem darauf folgenden Kapitel von dem Stoffe zu poetischen

Gemählden, da er scharfsinnig bemerket, daß der Mahler allein dasjenige, was wenigstens auf eine gewisse Art sichtbar ist, schildern kan, nehmlich einen Theil der Unterwelt (zu welchen der Kunstrichter die phantastischen Körper aus der Fabellehre ohne Zweifel mit gerechnet hat:) Da hingegen der Poet alle Gegenstände der drey Hauptreiche, des himmlischen, des menschlichen und des materialischen zu mahlen weiß, in so fern sie sich schildern lassen.

Man wird hieraus die Verschiedenheit des Endzweks und der Materie, die unter den Mahlern und Dichtern obschwebet, sattsam erkennen, und ich habe nicht nöthig dasjenige in dem Folgenden matt und gedehnt noch einmal zu sagen, was Herr **Bodmer** kräftig und überzeugend gesaget hat; Inzwischen bitte ich hieraus selbst den Schluß zu machen, wie weit man nunmehr der Breitingerischen Meinung beyzupflichten habe: Daß die Poesie und die Mahlerkunst

weiter nicht, als in der Ausführung des Vorhabens, durch ihre Werkzeuge, die jede besonders dazu gebrauchet, und in Ansehung der Worte und der Farben von einander unterschieden wären.

Doch damit ich nicht in den bekanten Fehler Grundgelehrter Schriftsteller falle, die in ihren Aufsätzen blos die Urtheile andrer nach der Reihe sammlen, und, ich weiß selbst nicht, aus was für einer bedauernswürdigen Bescheidenheit, ihre eignen Gedanken uns mißgönnen: So will ich einen Versuch wagen, den Unterscheid der Poesie und der Mahlerey vornemlich aus ihren Würkungen erweislich zu machen. Es ist unstreitig, daß ein Dichter durch die Ueberredungs- und Bewegungskunst, über die Mahlerey mit unbeschreiblichen Vortheilen sieget, welche besonders in der Grösse, Stärke und Würdigkeit der auf die Gemüther gemachten Eindrücke beruhet. Da der Dichtkunst die historische, die moralische,

und die materialische Welt offen ste-
hen, ihre Erfindungen aus denselben,
nach Gefallen, herzunehmen: So kan
es nicht fehlen, daß sie nicht, durch
weit neuere, auserlesnere, und wun-
dersamere Vorstellungen, auch weit
stärker und gewisser in ihrer Wür-
kungen seyn sollte, als die Mahlerey.
Der entzükte Dichter durcheilet in ei-
nem Fluge, Zeit, Natur, Welt und
Geschichte: Er fühlet, siehet und hö-
ret in der Begeistrung tausend uner-
wartete Dinge: Er erhebet sich weit
über die Sphäre der Körperwelt zu
den entferntesten Möglichkeiten und
Wahrscheinlichkeiten mit einer glükli-
chen Verwegenheit; Er bildet uns die
Eigenschaften der Geister vor Augen,
die keine Mahlerey berühret, geschwei-
ge ausdrücket; Er weiß seinen Ma-
schinen, erdichteten Personen und
Schattenwesen, Rede, Bewegung,
Empfindung und Leben zu ertheilen:
Religion, Weltweisheit, Historie und
alle Wissenschaften biethen ihm die
Hände; Weil seine Kunst ihnen den
Glanz, den Ruhm und die Zierde
wie-

wieder zurükgiebt, die ihre Unterstützung ihm darreichet; Er bleibet nicht, wie der Mahler, nur bey einem Zeitpunkte stehen, sondern seine Phantasie bereichert ihre Vorstellungen zugleich aus den vergangnen, gegenwärtigen und künftigen Zeiten: dabey er nicht selten die Gabe der Prophezeyung entdecket, welche die gemeinen Kräfte der Menschen überschreitet; Aus diesem allen lässet sich hinlänglich abnehmen, daß er ein weit größrer Schöpfrer ist, als der Mahler, und daß die poetische Schöpfungskunst nicht nur so weit reichet, als unsre Gedanken, sondern dieselben durch das ausserordentliche übertrift, und weit über sie hinausreichet. In der That müssen ihr herzrührendes Wesen, ihre aus sich gebohrne Schönheit und Hoheit ihr selbst den Vorzugsreichsten Werth vor andern Künsten so wohl verschaffen, als nachdrüklich sie ihn durch die Erstaunungsvollen Würkungen behauptet, mit denen sich nichts, als ihre Kunst, in Vergleichung stellen läst. Hierzu

kommen

kommen noch die Auserlesenheit des Stoffs, und die Würdigkeit der Gegenstände, mit denen sie sich beschäftiget: wenn sie zum Exempel die Majestät der Gottheit sich auf so eine Art vorstellet, vor welcher alle andern Künste verschwinden, und wann sie diese, ihres unvergänglichen Ursprungs gemässen Empfindungen, mit einer hinreissenden Gewalt, auf die Völker fortpflanzet, und mit einem himmlischen Feuer in jeden Geist ergiesset, der, ein Geist zu heissen, verdienet.

Es ist noch übrig, daß ich die Vielfältigkeit, die Allgemeinheit und die Dauer der Würkungen, welche die Dichtkunst begleiten, etwas näher in Erwähnung nehme, ihren höchsterheblichen Unterscheid von der Mahlerey desto kenntbarer vor Augen zu legen. Man kan es der leztern nicht absprechen, daß sie nicht mehrere Sinnlichkeit und Fühlbarkeit, mit einer grössern Hurtigkeit, Nachdrüklichkeit und Klarheit auf die Gemüther

ther würken sollte, als die Dichtkunst, die, nach des Herrn Breitingers Anmerkung, zwar langsamer beweget, aber vermöge, der Worte, die sie gebrauchet, einen desto kürzern Weg gehet, nicht nur das Auge, sondern alle Sinnen rühret, alle Gemüthskräfte zugleich beschäftiget, mit einer höhern Feinheit und Deutlichkeit ausgeschmücket ist, ihre weitläufigen Eindrücke uneingeschrenkt fortsetzet, und die Seele mit einem weit zärtlichern Reitze überraschet und empfindlicher durchdringet. Ferner wird der vorgebliche Mangel der Allgemeinheit, den Herr Breitinger, nach Anleitung des Richardson, der Mahlerey beyleget, vermöge der sie auf alle Menschen ihre Macht ausbreitet, und von allen Nationen in der Welt, was für eine Sprache sie reden, verstanden wird, zur Ehre der Poesie, auf eine weit vollständigere Weise ersetzet; Das treflichste Gemählde eines **Holbeins** oder **Dürers** kan, zu einer Zeit, nur an einem bestimmten Orte, und von einer sehr eingeschränk-

ten

ten Zahl der Personen in Augenschein genommen werden; Hingegen die Gemählde eines Gärtners und Gellerts stehen beständig am hellen Tage, und vor den Augen der ganzen Welt; Sie werden von unzähligen Personen, an eben so vielen Orten, oft zu gleicher Zeit, in einer Nähe, und mit dem gleichen Ergetzen gelesen und betrachtet; Worzu die vielen Uebersetzungen der besten Gedichte, nicht wenig beytragen, die ihren Ruhm und Werth, auch in schwächern Nachbildungen, zu den entferntesten Völkern bringen; Da hingegen die Copien der Mahler weder so allgemein, noch so geachtet sind, und zu bald von ihren Originalien überlebet werden.

Ich muß noch bemerken, daß wir bey den Arbeiten der Kunstmahler, wegen des zu vielen Lichts und der zu grossen Klahrheit, die durch das Auge in die Seele kömmt, nur gar zu wenig nachzudenken finden; Indem wir zu viel auf einmal übersehen, und zu selten das Vergnügen haben, etwas

was verborgnes oder halbverstecktes zu entdecken; Hingegen arbeiten bey dem Zuschauer poetischer Schildrungen alle Seelenkräfte; und das Herz wird bewegsamer angegriffen: da wir in der Betrachtung ihrer Schönheiten uns selbst zu bewundern anfangen; da unsre Selbstliebe sich mit dem süßten Betruge schmeichelt, als ob sie selbst die Erfinderin dieser Wahrheiten sey, und als ob die Wissenslust und die unruhige Neubegierde mehr von den anmuthigen Betrachtungen, die wir selber anstellen, als von dem reichen Unterrichte des Dichters gesättiget würde. Vermöge dieser uns von Natur angebohrnen Gelehrigkeit, und vermöge des freywillig angestrengten Nachsinnens, welches die faßlichen Vorstellungen gleichsam begierig zu sich reisset, drücken sich dieselben auch weit deutlicher, vollständiger und tieffer in das Gemüthe, als die Gestalten des von dem Kunstmahler mit noch so lebhaften Farben gezognen Schattenrisses einer Fabel, oder Geschichte.

Daher kömmt es, daß wir die Verse eines Hallers, oder Hagedorns spielend behalten, und daß wir uns ihrer allemal mit neuem Ergetzen erinnern, das demjenigen gleich ist, welches wir bey dem ersten Durchlesen empfanden; Im Gegentheile verfliegen die Begriffe von den künstlichsten Schildereyen eines fürstlichen Bildersaals sehr bald und sehr leicht aus dem Gedächtnisse, und wir behalten davon in kurzen kaum etwas mehr, als einige dunkle Vorstellungen. Es lässet sich also von den Werken der Mahlerey dasjenige nicht sagen, was der Griechische Lehrer des Erhabenen, als ein Kennzeichen grosser Gedanken angiebt, und welches man auf das unvergleichliche philosophische Gedichte **von dem Ursprunge des Uebels** vollkommen anwenden kan: „ Es verursachet vieles „ Nachdenken; Wir können es „ schwerlich, oder vielmehr unmöglich „ besser geben; Ja es bleibet fest „ im Gedächtnisse und wird mit „ Mühe vergessen.

Ueber

Ueber dieses unterscheidet sich die Poesie noch durch eine andre Art der Dauer, welche beträchtlicher ist, als die Währung der Kunstwerke berühmter Mahler. Von dem Apelles, Xeuxes und Parhasius sind, aus dem Schifbruche der Zeiten, kaum ihre Namen, und der Ruf ihrer grossen Geschiklichkeit durch die Dichter und Geschichtschreiber errettet worden; Die Meisterstücke der neuern Künstler können sich selten länger, als ein paar Jahrhunderte, der Verwesung entziehen; Allein Homers Gemälde haben weder den Glanz, noch das Leben verlohren, das sie vor einigen tausend Jahren hatten; und sie werden diese Art der unvergänglichen Schönheit, und diese immer frische Jugend biß an das Ende der Welt fortbehalten. In der That scheinet es, daß der zur Ewigkeit erschaffne Geist des Menschen, den Werken derjenigen Kunst, die ihm am nähesten verwandt ist, und ihm die meiste Ehre bringet, ein Abbild seiner edelsten Eigenschaft mittheilet, und daß er ihnen,

nen, so zu sagen, das Siegel seiner eignen Unsterblichkeit aufdrücket, deren, ausser ihm, fähig, oder würdig zu seyn, kein geringeres Geschöpfe sich bewust ist.

Bey alle den Vorzügen der Dichtkunst scheinet es dennoch, daß in den neuern Jahrhunderten der Neid der Zeiten und die Thorheit nebst der Dummheit der Menschen sich wegen ihrer Freymüthigkeit gerächet, und dasjenige zu Wege gebracht habe, was ihre Feinde nicht vermochten. Denn wie die Poesie ehedem bey den klügsten Nationen auf dem höchsten Gipfel des Ansehens stund, welches eine Kunst erreichen kan: Also ist sie zu unsern Zeiten so heruntergesetzet worden, daß man der Mahlerey grössere Ehrenbezeugungen, als ihr, erweiset. Der zu früh entschlafne Herr Lamprecht schreibet, in seinen moralisch-satyrischen Nachrichten aus dem Carlsbade, dieses theils dem übeln Geschmacke der Grossen, welche der Dichtkunst weniger, als der Mahler-

kunst einen Zutritt bey Hofe verstatten, theils der niederträchtigen Schmeicheley der Poeten selbst zu, welche mehr die Rolle der Bettler, als edelgesinnter Verfasser zu spielen pflegen.

Es giebt aber, so viel ich muthmasse, weit nähere Ursachen dieser unverdienten Verachtung, die ich, so weit es der Raum verstattet, genauer untersuchen will, und die nicht so wohl in der Poesie und in der Art, wie man sie treibet, als vielmehr ausser ihr, in den ungünstigen Umständen, in dem Genio unsrer Zeiten, in der Art, verkehrt zu studiren, in der Gemüthsbeschaffenheit, und in den Vorurtheilen und Sitten der Menschen liegen, welche ihr und andern Wissenschaften so wenig, als der Religion, Ehrerbietigkeit bezeugen.

Ich übergehe hier eine der nächsten Ursachen, die in der heutiges Tages, wie eine Pest, eingerißnen Demonstrirsucht, und in der über Hand genommnen Trokenheit des Geistes zu suchen ist, welche gewisse Gedanken-

schwangre Philosophen, aus Unverstande, mit dem Namen der Gründlichkeit belegen: Zugeschweigen, daß die übertriebne Bemühung, auch über Kleinigkeiten abstrakt zu dencken, den Geschmak an dem schönen Erkenntnisse vertrieben, und daß die Weltweisheit, die der Poesie so viel, als diese ihr verdanken muß, an statt, sie zu unterstützen, ihr mittelbar und unmittelbar einen grossen Theil ihres Glanzes eyfersüchtig entzogen hat, welches ich nicht der Philosophie selbst, sondern ihrem Mißbrauche, der mit den Wissenschaften und freyen Künsten, wie die Bortenwürker mit den Moden der Bänder und Spitzen, umgehet, billig zuschreiben muß.

So wenig es hier mein Beruf ist, einen strengen Anbether der Metaphysik zu bekehren, der, ohne zu wissen warum, mit einer zürnenden Amtsgebehrde, alle Dichter und witzigen Köpfe aus den würklichen und möglichen Welten verbannen würde, wenn es in seiner Gewalt stünde:

Eben so wenige Lust empfinde ich, auf die spitzfindige Frage mich einzulassen: Ob die Dichtkunst, oder die Mahlerey, mehr Gutes, oder Böses in der Welt gestiftet haben, und noch stiften? Weil nichts verdrüßlicher seyn kan, als die Künste von zufälligen Verunglimpfungen befreyen zu wollen, welche so lange, als die Eitelkeiten und Irrthümer der Menschen, dauern werden; Nur dieses übergebe ich der unpartheyischen Entscheidung derer, welche weiter denken: Ob die Mahlerkunst, oder die Poesie mehr Vorurtheile des vornehmen und niedrigen Pöbels bestritten und ausgerottet, oder gebrütet und fortgepflanzet habe?

Zu dem Anfange meiner Betrachtungen über die Ursachen, daß die Schriften der Dichter heut zu Tage weniger hochgeschätzet werden, als die Werke der Kunstmahler, kan ich nicht unberühret lassen, wie die Höfe und die Grossen nicht daran Schuld sind, daß sie die Poesie nicht kennen wollen;

weil es ihnen meistentheils an den erforderlichen Wissenschaften, und an dem feinern Geschmacke in der Wohlredenheit mangelt. Der wahre Grund, daß ein poetischer Tändler und Lustigmacher, ein Schmarotzer der sich für einen Hofnarren gebrauchen läst, oder ein andres noch tolleres Ungeheuer, dergleichen alle affricanischen Wüsten zusammen nicht aufweisen, in den vorigen Zeiten weit leichter Gehör und Belohnung gefunden hat, als der geschikteste Dichter, der wahre Grund dieser Verkehrung, sage ich, ist guten Theils der Auferziehung und der Unterweisung der Fürsten zuzuschreiben, welchen insgemein ein **Fenelon** mangelt, der ihnen die Liebe zu den Wissenschaften, die der Menschlichkeit und ihnen selbst bey der Nachwelt Ehre machen, nicht weniger die Kunst, eben so schön und richtig zu denken, als großmüthig zu handeln, mit einer unnachahmlichen Anmuth beyzubringen suchet.

Zudem zeigen die Geschichte aller Jahr=

Jahrhunderte, daß der liebenswürdigste Regente sich insgemein von einer Menge solcher Creaturen umringet fand, deren Eigennutze an seiner Unwissenheit, und an der Unthätigkeit seines Geistes nur allzuviel gelegen war: Eben diese entfernen, wie ehedem von dem Hofe des jüngern Dionysius zu Syrakus, mit größter Sorgfalt, alles, was nach den Studien schmecket, und stossen mit Gewalt, oder durch Ränke, die treusten und redlichsten Freunde des Prinzen hinweg, die ihm einen Geschmak an den sanftern Beschäftigungen einflössen, die mit einem weit zärtlichern und wahrhaftern Vergnügen, als das Geräusche der prächtigsten Blendwerke und Lustbarkeiten verschaffet, den Verstand ausschmücken, und die Leidenschaften in Ordnung bringen.

Diesen Mangel der nützlichsten Einsicht findet man, es ist mir leid, daß ich so bittre Wahrheiten sagen muß, in allen Ständen der Menschen, wenn man sie nach der Reihe betrachtet, un-

ter denen die leztern sich jederzeit glük-lich schätzen, mit den erstern zu irren. Nur eine geringe Zahl grosser Geister, die aber auch fast in allen Stücken vortreflich sind, wissen, durch ihre Klugheit und Menschenliebe, hiervon eine Ausnahme zu machen; indem es scheinet, daß sie von der Vorsehung der Welt geschenket sind, ihr durch die erhabensten Eigenschaften, als ein Beyspiel, vorzuleuchten, welches manchem dunkeln Jahrhunderte war versaget worden; Dem unbeschadet darf ich weder der erste, noch der lezte zu seyn hoffen, der die alte Klage wiederholet, daß wenn es so wenige Kenner der schönen Erkenntniß giebt, auch eben so wenige Liebhaber, wo so wenige Liebhaber, noch weniger Verehrer, wo fast keine Verehrer, auch keine Beförderer, Beschützer und Mäcene der Dichtkunst gefunden werden.

Vorizt will ich mich nur noch bey den untern Ständen, die den grösten Theil ausmachen, etwas länger auf-

halten, welche, weil sie selten etwas mehr, als einen rohen und unaufgepuzten Mutterwitz besitzen, von einer mahlerischen, oder Affectreichen Poesie nur halb urtheilen können; Da sie hingegen die Fehler eines Gemähldes oft so leicht einsehen, als geschwind sie seine Schönheiten begreiffen. Dieses kömmt theils daher, weil die Nachahmungskunst der Dichter nicht so einfach ist, sondern weit geheimere und speciellere Regeln hat, als die Mahlerey, und folglich einen feinern Geschmak erfordert; Theils kan auch, bey einem Kunstgemählde, jeder von Natur ein Kunstrichter seyn; da alle Menschen angebohrne Begriffe von der Schönheit und eingepflanzte Triebe fühlen, das Schöne zu entdecken, und es mit Lust zu empfinden. Hingegen brauchet die Untersuchung eines Gedichts abgezogene Begriffe, mehr Kunst, Geist und Belesenheit, mehr Zeit, Ernst und körnige Urtheilskraft, dazu die wenigsten Gemüther fähig sind, deren gröster Theil eine zu beliebte Fertigkeit, sich mit

Dingen ausser sich zu beschäftigen, besitzet, und daher alles fliehet, was von den gröbern Sinnen entfernet ist. Das flüchtige Ergetzen bey einer künstlichen Schilderey des Mahlers, die sie gleich in ihrem Umfange übersehen, und so gut sie können, die Erfindung, die Ausbildung und das Verhältniß mit einander vergleichen, verweilet ihre leichtsinnige Nachläßigkeit nicht so lange, als ein Gedicht, das sie erst lesen, oder hören müssen, welches Nachdencken und Betrachtungen erheischet, von denen sie, bey nahe traurig zu werden, befürchten; Sie glauben daher sich selbst, in ihrer unverzeihbaren Ungeduld, zu entschuldigen, wenn sie die geistreichsten Poesien unter die gelehrten Schuldinge rechnen, und mit dem verhaßten Namen der Grillen eines Müßiggängers belegen, mit denen sie ihre zartgewöhnten Augen nicht verderben wollen.

Zudem vernünftelt die Menge aus blossen Vorurtheilen, die von dem Vater auf den Sohn geerbet werden,

kraft welcher die Phantasie, die sich leichter, als der Verstand einnehmen lässet, die Gedichte aus dem Wahne geringe schätzet, daß diese nicht so viel Geschiklichkeit erforderten, als ein durch ordentliche Farben gemahltes Bild, das in ihren Augen weit mehr Aufsehen machet; Denn so wenig sie sich getrauen, durch die Züge des Pinsels ein gleiches Werk zu versuchen: So leicht meinet jeder, wenn er nur wollte, ebenfalls Verse zu machen; weil er etwan reden, lesen und schreiben kan, und über dieses mit einem Etwas von Vernunft begabet ist. In diesen Umständen wird der Einfältigste die Pracht eines Gemähldes, dessen sinnliches Wesen er, nach seinem natürlichen Hange, sinnlich zu seyn, vor andern liebet, mit aufgesperrtem Munde bewundern; Da er hingegen das wunderbarste Gedichte nicht einmal anblicket, dessen sinnreiche Erfindung und Einrichtung des Vortrags, nach dem ersten Abschnitte des Longinus, nicht aus einem oder dem andern Stücke, sondern kaum aus

dem

dem ganzen Zusammenhange sich mit Mühe ersehen lässet.

Ueber dieses erwecket die Menge der Gedichte, welche sich drängen, nicht weniger Eckel, und schmälert ihre eigenthümliche Hochachtung; da sie, wie die gemeinsten Dinge, ja wie das Wasser verschwendet, oder doch für ein sehr leidliches Geld zu ganzen Pfunden verkauffet werden. Auf der andern Seite verursachet die Seltenheit der Werke eines Kunstmahlers, daß man sie hoch schätzet; weil sie auf das theuerste bezahlet werden: und daß eben diese doppelte Kostbarkeit ihren Preiß bey den Käuffern und Verkäuffern, ja bey allen ungemein erhöhet.

Einer der lezten Gründe von den Ursachen der gewöhnlichen Geringschätzigkeit und Erniedrigung der Dichtkunst beruhet nicht so wohl darauf, daß man weniger gute Mahler, als gute Dichter findet, sondern auf dem bekannten Vorwurffe, daß die Poesie eine Brodlose Kunst sey; Da Gegen-

Gegentheils die Stümpfer unter den Mahlern ihr Auskommen finden, ob sie gleich zu den schlechtesten Verrichtungen gebrauchet werden. So viel ist in diesem Falle ausser Zweifel, daß die Pfuscher in der Mahlerey ihrer Kunst keinen so scheinbaren und berüchtigten Schandflek anhängen, als gewinnsüchtige und doch eitle Dichter, der ihrigen; Weil sich nichts empfindlicher zu rächen weiß, als die wahre Ehre, welche die abgeschmakte Ruhmsucht dieser bleyernen Seelen eben so empfindlich beleidiget. Man weiß, daß elende Sänger und blöde Reimhelden den Augenblik erkannt, und nicht selten auf eine so ungerechte Art verachtet werden, als ob die Poesie daran Schuld wäre; Wenn man sich andern Theils um ungeschikte Farbenschmierer, die den wenigsten bekannt sind, entweder gar nicht bekümmert, oder sie doch des Mitleids würdig schätzet, ohne sie, die durch sich genug beschimpfet sind, zu schmähen, oder zu verfolgen.

Endlich ist der Geschmak in der Mahlerey nicht so veränderlich, als in der Dichtkunst, die sich oft nach den Sitten und nach dem Eigensinne der Menschen richtet; Obgleich in beyden der gesunde Geschmak der Alten der einzige wahre Geschmak und die Richtschnur der vernünftigsten Meister bleibet. Doch dieß veränderliche Wesen machet die Dichter nicht so verachtet, als ihr gemeines Unglük, daß sie selten die Klugheit haben, wie mancher vornehme Taugenichts, von reichen Eltern gebohren zu seyn, und die Schande, welche der Armuth überhaupt anhänget, gereichet auch der Dichtkunst, wider ihr Verschulden zu einem sehr nachtheiligen Vorurtheile.

Unterdessen muß man es den Mahlern nachrühmen, daß sie in einem Stücke etwas ähnliches von dem Geschmacke des Alterthums biß jezt beybehalten: indem sie nicht, wie viele Dichter, sich in allerley Arten ihrer Kunst zugleich üben, sondern, weil sie

die

die engen Grenzen des menschlichen Verstandes kennen, nur auf eine einzige Art der Mahlerey, zum Exempel, auf die Kunst, Gesichter zu mahlen, oder auf Landschaften, oder auf zusammen gesetzte Stücke von Geschichten, oder auf lustige Vorstellungen, sich allein befleißigen und durch den klugen Eifer, nur in einer Art vollkommen zu seyn, auch würcklich in derselben vollkommen werden.

Uebrigens gereichet es auf der andern Seite den Dichtern zu keiner geringen Ehre, daß sie mit einem gesezten und unbeweglichen Gemüthe, das seiner Vorzüge gewiß ist, der Unvernunft und dem Wahne der Zeiten edelmüthig trotzen und sie würcklich überwinden; da sie sich, wie Horatz, ein Gesetze machen, nicht für den vielköpfichten Pöbel, sondern nur für eine auserlesne Anzahl Kenner und für die Klügsten ihrer Nation zu schreiben, deren, nach Gründen, gemeßner Beyfall das wankende Urtheil der Menge ohnedem lenket und nach Gefallen beherrschet.

Ich beschliesse diese kurtze Untersuchung von dem Unterscheide der Poesie und der Mahlerkunst, und von den Ursachen, warum die erstere zu unsern Zeiten weniger Hochachtung erhält, als die letztere; zugleich versichere ich mit vollkommner Aufrichtigkeit, daß es mich erfreuen wird, wenn Gelehrte, von deren Einsicht und Erfahrung ich willigen Unterricht annehme, sich die Mühe nicht dauern lassen, mir zu zeigen, wo ich mich irre, und einen Stoff besser auszuführen, dem, weil er vielleicht nicht fruchtbar noch wichtig genug zu seyn schien, bisher noch wenige mit Aufmercksamkeit nachgedacht haben.

Die Erfüllung der übernommnen Pflicht heisset mich nunmehr auch von den Ursachen der Herausgabe und von der Beschaffenheit gegenwärtiger Poesien, die sich selbst der gröste Ruhm sind, etwas mehreres zu gedencken. Ihr scharfsinniger Herr Verfasser hat die meisten dieser angenehmen Gedichten in seinen jüngern Jahren verfertiget. Er hat sie nie für etwas mehr

als

als für Kleinigkeiten geschätzet. Man würde ihn also zu Bekantmachung derselben nicht leichtlich bewogen haben; Wenn nicht einige Verehrer seiner lehrreichen Schriften endlich mit vieler Mühe desselben Einwilligung für den jetzigen Verleger Bittweise erlanget hätten.

Da ich hier in Ansehung ihres dreyfachen Inhalts, den Leser einigermasen vorzubereiten habe: So ist nicht so wohl der Mangel guter Absichten, als vielmehr meine Ungeschiklichkeit daran Schuld, wenn ich die unerborgte Zierde und das einnehmende Wesen dieser Poesien zu wenig bestimme.

Die ersten beyden Gedichte, welche die Aufschrift: **Damons Lust und Unlust**; führen, verdienen wegen ihrer Schönheit an der Stirne des Werkes zu stehen; Indem die Kunst des Dichters die anmuthigsten Gegenstände der Natur, durch starcke und körnige Gedancken, mit höhern Reizungen, deren sie außerdem nicht fähig sind, gleichsam zu beseelen gewust hat. Geist und Phantasie bestreben sich um

die Wette, ihre Munterkeit in der Pracht und Menge Regelmäsiger Schildrungen zu entdecken; Die erlesensten Bewegungen des Herzens eilen dem Witze zu Hülffe, ihm alle ihre Zärtlichkeit mitzutheilen; und ein mit dem reichsten Erkenntnisse der Warheiten erfüllter Verstand vereiniget sich hinwieder mit diesen Empfindungen, unter die er, neben die schönsten Bilder, neue und würdige Betrachtungen mischet, ihre Würkung auf die Gemüther desto gewisser und eindringender zu machen.

In den darauf folgenden Erzehlungen, die nicht weniger wegen ihrer Anlage gefallen, als wegen ihrer freyen und natürlich edlen Züge, die sie von andern Gattungen der Gedichte merklich unterscheiden, siehet man zur Genüge, daß eine der vornehmsten Geschiklichkeiten des Dichters in der Kunst, die Kunst zu verbergen bestehet.

Die Cantaten welche hier vorkommen, sind alle von geschickten Meistern in die Musik gesetzet worden, wobey dessen ausnehmender Geschmack in der

Tonkunst auch den Kenner bewundern, den Einfällen und Manieren der Componisten nicht wenig ist zu statten gekommen. Es war unterdessen nie der Endzweck desselben, die Dichtkunst zu einer Hauptbeschäftigung zu machen, sondern nur seinen Freunden und sich zuweilen ein anständiges Vergnügen zu schaffen, über welchen Punct er in der Vorrede zu seiner bündigen Uebersetzung des Racine von der Religion, von der wir bald eine verbesserte Auflage zu hoffen haben, sich etwas umständlicher erkläret. Man kan seinen zur Verschönrung und Ausbreitung der Wissenschaften gebohrnen Geist in vielen Stücken mit dem Freyherrn von Canitz vergleichen, dessen Gedichte ihn am ersten veranlasset haben, einem so trefflichen Vorbilde mit gleichem Fortgange nach zu folgen. Nach dem Beyspiele dieses Dichters war es ihm nicht schwer, durch eine seltne Biegsamkeit des Geistes, den Geschmak der Alten mit dem Geschmake des Hofes zu vereinigen; Die Vorzugsvolle Freyheit und Ruhe, die Er, entfernet von der Last

der

der Geschäfte und von dem Geräusche der Höfe auf seinen schön gelegnen Wohnsitzen und anmuthigsten Gütern bißher genoß, gleichet derjenigen völlig, die der Brandenburgische Dichter in seinem Blumberg von sich mit so vieler Lebhaftigkeit beschrieben hat; Endlich siehet man aus den Schrifften beyder Dichter, daß es ihnen ein wahrer Ernst ist, die selbstempfundne und selbst ausgeübte Tugend, mit gleicher Ueberzeugung, auch andern beliebt und Ehrwürdig zu machen.

Ich habe übrigens, was die sinnreichen Gedichte des Herrn von **Loen** besonders betrift, weiter nichts zu erinnern, als daß der Verleger an der Schönheit des Drucks und des Papiers nichts hat ermangeln lassen, um durch die äuserliche Zierde ihren Vorzügen nichts zu entziehen, die ihre innern Schönheiten vor andern verdienen.

Franckfurth am Mayn, am 9ten Tage des Märtz-Monats im Jahre 1751.

Inhalt

Inhalt.

I. P. F. de Neufville Gedicht an den Herrn von Loen.
II. Vorrede.
III. Damons Land-Lust; nach Broks irrdischem Vergnügen.
IV. Damons Unlust.
V. Die alte Königin, eine Erzehlung.
VI. Das Fundament.
VII. Die Mühle.
VIII. Die Pyrrhonische Hundsfurcht.
IX. Die Kirchen-Gebräuche.
X. Die Wahrheit.
XI. Das Glück und die Tugend.

vermischte Gedichte,

Zweeter Abschnitt.

I. Die rechte Art der Liebe.
II. Das a L'hombre Spiel, eine Cantate.
III. Das Vergnügen der Gleichgültigen im Namen eines Musik liebenden Frauenzimmers.
IV. Die Träume.
V. Cantate auf eine Vermählung.
VI. Lobspruch der edlen Sylvia.
VII. Betrogne Liebe.
VIII. Die glücklichsten Neigungen.
IX. Die kaltsinnige Braut.
X. Auf eine ohne Ursach sich schminkende Schöne.

XI. Grab-

XI. Grabschrift eines Müßiggängers.
XII. Der Verlachte Neid.
XIII. Auf ihre Unpäßlichkeit.
XIV. Schäfer-Ode.
XV. La Raison d'accord avec l'amour.
XVI. Pour aimer il faut être aimé.
XVII. Sur la grande Gallerie de l'Ambassadeur d'Espagne Mr. le Comte de Montijo 1741.
XVIII. A un Souverain, qui addressoit quelques vers à l'auteur.
XIX. Le passetems frivole.
XX. La Cour.
XXI. Der wahre Ruhm.
XXII. Trost im Lieben.
XXIII. Ueber die Worte: Du hast Worte des ewigen Lebens. Joh. 15. 4.
XXIV. Die Empfindlichkeit.
XXV. Der Neid.
XXVI. An Madame G -- bey Ueberschickung des Racinischen Wercks von der Religion.

Einige Gedancken, aus dem Französischen des Racine.

I. Der Mensch.
II. Die Tugend.
III. Die Unsterblichkeit.
IV. Die Thorheit der Weltweisen.
V. Die goldne Zeit.
VI. Die eiserne Zeit.
VII. Die gestürtzte Tyranney.
VIII. Unwissenheit, der Ursprung des Aberglaubens.
IX. Unzulänglichkeit der Wissenschaften zum Glauben.
X. Die Vortrefflichkeit der Göttlichen Liebe.
XI. Ende der Welt.

Damons

Damons
Land-Lust
nach des berühmten
Herrn Brocks in Hamburg
irrdischem Vergnügen
in GOtt.

Tu nidum ſervas, ego laudo ruris amœni
Rivos & muſco circumlita ſaxa nemusque
Ladaturque domus longos quæ proſpicit agros.

Horat. Ep. L. II.

I. M. de L. inv. & del. I. C. Back. sc. Ob. Rath.

An einen abwesenden Freund.

Wenn dort Arcadiens berühmtes Lust-Revier
Den Schäfern holde Lust, den Dichtern Geist und Leben
Zu ihren Liedern gab; Was Wunder, daß in mir
Auf meinem Meyer-Hof sich gleiche Trieb erheben?
Hier öfnet sich dem Aug ein irrdisch Paradies.
Hier ist die Ruhe schön, die Freyheit stolz und süs.

Erwege, werther Freund! was ich davon geschrieben:
Dein Hertze wird vielleicht zu gleicher Lust getrieben.
Ach könt ich dich vergnügt in unsrer Gegend sehn;
Gewiß ich dächt und schrieb davon noch einst so schön.

Das Haus.

Nechst an des Meyns erhöhtem Strand,
Nicht fern von einer grosen Stadt
Die wenig ihres Gleichen hat,
Da ligt auf einem flachen Land
Mein Meyerhof und kleines Tusculan;
Das ich mit Recht so nennen kan;
Weil ich auf gleiche Weise,
Wie jener Römer that, * mich hier der Ruh befleise.
Das Haus ist sonder Pracht, jedoch bequem und rein,
Es läßt sich treflich gut darin vergnüget sein.
Was aber dessen Werth
Gantz ungemein vermehrt,
Ist das so prächtig schön und liebliche Gesicht
Das allenthalben hier vergnügt ins Auge bricht.
Du aller Gegenden holdseligstes Revier!

Wie

* Cicero: sihe dessen quæstiones tusculanas.

Wie reitzend mischet sich dein bunder Glanz
allhier.
Wie sanfte murmeln nicht die glatte Silber
Wellen,
Wann sie mit stiller Flut bis an mein Ufer
schnellen.
Wer zeichnet mir allhier den süssen Auffenhalt,
Der Farben Licht und Meng, die mancherley
Gestalt,
Von Höfen, Gärten, Häusern, Feldern,
Von Bäumen, Auen, Büschen, Wäldern,
Die gleich, als wären sie für mich hervorgebracht,
Zum schönsten Schauplatz sind gemacht.
Wie reich, wie angenehm ist nicht der ferne
Blick,
Der hier den Wall, die Stadt, den Strohm,
die Schiff, die Brück,
In einem kleinen Raum, in einem Fenster
zeiget?
Was ist, das dieser Aussicht gleichet?
Ein denckel grün Gehölz, in einem lichten Feld,
Wohin der breite Strohm sich schlängelnd
ziehet;
Wird dort den Augen vorgestellt.
Die Anmuth selbst, so oft sie mich hier siehet,
Winckt mir liebreitzend zu:
Sie spricht: Vergnüge dich in dieser stillen
Ruh,
Die in den Mannichfaltigkeiten
Vergeblich wird gesucht.
Sie ist allein der Einfalt süse Frucht.

 Wendt

Wendt sich das Aug von da zur lincken Seiten,
So sieht man einen andern Wald
Von einer anderen Gestalt:
Im Frühling blühn der Bäume stolze Wipfel
Bis auf des Berges breiten Gipfel
Der Früchte Meng, des Obstes Köstlichkeit
Zeigt ein Hesperien zu unsrer Zeit.
Wo Atlas goldner Aepfel Pracht,
Der Gärten reiche Schätze macht.
Das Auge wird von neuer Lust entzückt,
So bald es seine Blick auch hinterwärts hinschickt.
Ein ofnes Feld, das weit sich ausgespant,
Ein ganzes Land;
Noch mehr ein schönes Stück der Welt,
Ist was hier in die Augen fält.
Zehl Häuser, Thürne, Städt und Flecken,
Die sich hier nah und fern entdecken;
Blick weiter noch bis in die blaue Tiefe,
Da, wo die Sonn des Abends glüht;
Ergreiffe hier die Perspective:
Schau, wie viel Schlösser dort an jener Berge Höhen,
In einem lichten Blau, als Pünctgen, sind zu sehen.
Schau, wie sich alles hier in eine Ferne zieht,
Wo sich das Aug zulezt am Horizont verlieret,
Und von der Erden wird zum Himmel hingeführet.
O Licht! O Glanz! seh ich den Schöpfer nicht?
Der hier, so viel ich mercke,

Durch seiner Allmacht grose Wercke
Sich uns entdeckt; ja, selbsten mit uns spricht:
„O du! von jener Welt zwar irdscher Gegenschein,
„Du kontest noch für uns ein andres Eden sein,
„Wann wir von Lastern frey und wilden Eitelkeiten,
„Das Herze, durchs Geschöpf, zum Schöpfer könten leiten.

Der Hof.

Betritt man hier des Thores breite Schwellen,
So zeiget sich die Wohnung fürs Gesind.
Wobey ein Neben-Bau sich findt,
Des man sich in verschiednen Fällen,
Zur Haushaltung bedient.
Von da auf jeder Seit,
Sieht man verschiedene Gebäud,
Von Schoppen, Scheuer, Ställen.
Ein Brunn von ausgehaunem Stein,
Nimt hier des Hofes Mitten ein;
Aus dessen Rund und kühler Tiefe
Ein süses helles Wasser quillt,
Das vieler Menschen Durst erquickend stillt.
Wann ich allhier die Kraft des Wassers prüfe,
So find ich, daß, was sich bewegt
Durch diesen Lebens-Saft sich regt.

Und daß die Feuchtigkeit die in den Adern
fliest,
Ein blos gefärbtes Wasser ist.
So bald diß Naß die Flüssigkeit verliert
Verschrumpft und dörrt des morschen Leibes
Zierd.
Noch mehr, GOtt lies den Geist auf Was-
sern schweben,
Als er der Welt die Ordnung wolte geben;
Woraus, so wie mich dünckt, diß deutlich
fliest,
Daß das Wasser aller Dinge Ursprung, Kraft
und Fortgang ist;
Welches GOttes Geistes Feuer durch der
Sonnen Macht aufschliest *
Gepriesnes Gut! das mir gesundes Wasser
schenckt
Und auch dabey,
Damit nichts mehr zu wünschen sey,
Zum Wein-Bau alle Kraft dem Erdreich
eingesenckt.
„ O! daß mein Geist, für solchen reichen See-
gen,
„ Dem grosen Geber möcht, den rechten Danck
ablegen!
„ O! daß doch nie kein üppiger Genuß,
„ Ent-

* Thales Milesius aquam dixit esse initium rerum, Deum autem eam mentemquæ ex aqua cuncta fingeret. Cicero de nat. Deorum L. 1. c. 10.

„Entehren mögt der Gaben Ueberfluß!
Beglücktes Volck, das hier in Einfalt wohnet,
Das seine Kost so schlecht, in Ruh, geniest,
Und auch damit zufrieden ist,
Daß ihm der HErr die Arbeit lohnet,
Die Arbeit, die ihm selbst sein Brod versüst.
Wer so wie Harpax lebt,
Und nur nach Geld und Gütern strebt,
Der wird bey seinem vollen Kasten,
So süse nicht, wie meine Drescher, rasten;
Die hier auf blosem Stroh, nicht auf gestickten Decken,
Die müde Glieder strecken.
Wenn ich hier weiter fortspatziere,
Komm ich durch eine Gatter-Thüre,
In Viehhof. Werd ich auch auf so beschmutzten Gründen
Etwas Betrachtungs-würdigs finden?
Ach ja, gewiß; hier zeiget die Natur
Zum Stein der Weisen selbst die Spur;
Dann wie der Mist,
Wann er mit Erd verscharret ist,
Gestanck und Unflat ganz verlieret;
Und sich in reine Säfte distilliret,
So soll auch, bin ich nicht betrogen,
Der Weisen längst gesuchter Stein
Zu finden sein.
Geht dieses nun, wie man leicht dencken kan,
Nicht jedem Künstler an;

So bleibt bey mir
Der Satz doch fest: Daß wer allhier
Wohl baut und düngt, und seine Sachen
Mit Fleiß bestelt, leicht Gold kan machen.
Wie, daß des Eckels Zärtlichkeit,
Der öfters uns bey Tische plaget,
Uns nicht des Essens Lust versaget,
Da hier der leckern Zunge Freud,
Aus einer Quintessenz von Koth und Mist entstehet?
Hier sieht man auch der Cörper Nichtigkeit,
Wie alles nach und nach durch die Verwesung gehet,
Daraus sich wiederum ein neuer Saamen säet
Zu einer neuen Creatur.
Ihr Sein entstehet nur aus zarten Säften,
Und wird von anderen Verwesungs-Kräften
Erhalten, fortgepflanzt, ernährt
Und wiederum verzehrt.
Hier sehn wir die geheime Spur,
Wie die sonst nicht durchforschliche Natur,
Im Zirckel der geschafnen Dingen,
Sich durch den steten Trieb weis fortzubringen.
Wie nun durch Fett und Glut, Bewegung, Kraft und Leben
Viel Dingen wird gegeben;
So lebt, so reget sich auch hier,
Manch gros und kleines Thier;
Das Hüner-Volck empfindt auf dieser schmutzgen Weide,
Nach seiner Art die gröste Freude,

Wann

Wann es im Stroh und Unflat scharrend
wühlet;
Bald streitet, bald in süser Wohllust spielet.
Wie pflegt nicht auch in schnöden Erden
Schätzen,
Der Mensch, den Thieren gleich, sich zu
ergötzen?
Seitdem ihn das verdamte Geld,
Befesselt und gefangen hält,
Kan dessen Geist zu höhern Dingen
Sich nie recht aufwärts schwingen.
Er grabt und scharrt in dunckler Erden,
Nicht um das liebe Brod, nein, blos um
reich zu werden.
Viel besser weis mein Feder-Vieh,
Auf seinem Mist sich zu bescheiden,
Es kennt dergleichen Kummer nie,
Durch den die Reichen oft den grösten Mangel
leiden,
Elender Stand!
Der nur bey Menschen ist bekant,
Doch nein, es lässet sich, auch aus der Thiere
Wesen,
Dergleichen Gierigkeit und Laster lesen.
So bald man ihnen Körner streut,
So kommen die vermengte Schaaren
Ganz eifrig zugefahren.
Es bringt der schnelle Ueberfluß
Sie bald aus ihrer Mässigkeit.
Fast jedes stöhrt des anderen Genuß.

Es starrt für Zorn und Wut der stolze Pfauen
Schwanz.
Es schnattert, eilet, kreischt die nim̃er satte Ganß,
Das kotigte Geschlecht der Endten gönnet kaum,
Den andern Gästen Raum.
Wie grimmig, wie erbost, sieht nicht der
Welsche Hahn,
Die andre arme Hüner an,
Wann sie, als seiner ganz vergessen,
Um ihn herum begierig fressen?
Er spreußt die Federn aus, der rothe Kamm
wird weis,
Die magre Kehle pust und haudert sich schier
heis.
Er tritt, beißt, hüpft und will das Fressen
andern wehren,
Dieweil er selbsten nichts für Eifer kan ver-
zehren.
Lernt Menschen! ob wir nicht, bey unsrer mei-
sten Pein,
Die Geitz und Neid erregt, den Thieren ähn-
lich seyn?

Der Garten.

Da, wo im Hof zwo Reyhen Bäume
stehn,
Die, durch ihr dunckles Grün,
Den Hof, das Haus, vor heiser Sonnen
Hitzen,

Bedecken und beschützen,
Da lässet sich durchhin
Ein schwarz auf Eisen-Art geschniztes Stang-
werck sehn.
Der Garten scheidet sich hier von dem Hof,
Und scheint dadurch noch einst so schön;
Indem der Farben Meng, als wie gestreiffet,
Auf einem seidenen und bunden Blumen Stof,
Das Auge recht mit Lust ergreiffet.
Der Garten selbst zeigt keine seltne Pracht;
Ihn hat fast die Natur allein nur schön gemacht.
Das Blumenstück ist klein,
Und nimt nebst einigen Orangerien
Nur einen engen Raum vom Garten ein;
Doch lässet sich darauf viel schönes ziehn.
Es sind vier Ländergen mit Buchsbaum kraus
gezieret,
Um einen Wasen-Cranz mit Fleiß geführet.
Darin zu mehrer Lust ein Springwerck ange-
legt,
So diesen bunden Platz, wenn sie sein Trieb
erhebet,
Als durch was lebendes belebet,
Und wunder- artig regt.
Es rauschen, schlorffen fluchsen, schallen
Die aufgetriebene Wasser-Ballen.
Sie steigen, sincken und vergehn,
Wenn sie des Wassers weiche Flächen,
Durch ihren schnellen Absturz, brechen.
Ihr Leben ist dem Auge Wunder- schön;
Ihr Sterben aber gibt den Ohren,

Als

Als wären sie zu neuer Lust gebohren,
Ein lieblich sprudelndes Gethön.
Hier sitz ich oft in einer Bogen-Thür,
Wo dieser Gegend Lust-Revier,
Benebst der Blumen bunde Matten,
Zu meiner Andacht-Lust sich gatten;
„ Nicht mindre meine Freud, nicht störe meine Ruh,
„ O Sorg der Eitelkeit, draus alle Sorgen quellen!
„ Ich hör allhier vergnügt dem stillen Rauschen zu,
„ Und pflege mir dabey oft vorzustellen,
„ Wie alles in der Welt,
„ Bald steigt, bald fällt;
„ So daß des grösten Glückes Schein,
„ So nichtig pflegt, als dieses Spiel, zu sein.
„ Doch wie des Wassers klare Ballen,
„ Wenn sie gestiegen, wieder fallen,
„ Vergehen und doch nicht vergehn,
„ Indem dieß, was zuvor getheilet,
„ Hier zu dem Ganzen wieder eilet;
„ So werd ich auch mein leztes Tröpflein Leben,
„ Dem grosen GOtt und Schöpfer wieder geben.

* * *

Betracht ich ferner noch die lange Gang-Alleen,
Die durch den weiten Garten gehen;
So scheinen sie zur blosen Lust allein,
Bald offen, bald durch dunckle Bogen,

So

So schön, so ordentlich gezogen;
Doch siehet man sie näher ein:
So werden alle die Spalliren,
Die hier die langen Wände zieren,
Voll süser Trauben sein.
Ein breiter Gang, der durch den Garten streicht,
Und keinem nicht an Schönheit weicht,
Ist als ein Perspectiv gezogen:
Ein Platz viereckigt erst, dann rund gebogen,
Fällt hier am Eingang ins Gesicht,
Den gleich darauf ein zweyter Abschnitt bricht;
Dann kommen wiederum zwey solche Ecken
Mit einem engern Gang von Rosen-Hecken
Wo zwischen zwey Portal,
Des Springwercks lichten Stral
Im Mittel-Punct sich regt;
Und Blick und Aug durch ofne Fenster-Thüren
In einem weiten Feld entzückend sich verlieren.
„Hier wird, o GOtt! mein Geist zur Andacht oft bewegt.
„Es sieht mein Gläubens-Aug dich nur im Perspective,
„Die unerforliche gantz unermesne Tiefe,
„Von deiner Liebe, Weisheit, Macht,
„Wer ist der sie erkennt, wer ist der sie betracht?
„Doch wirst du mir, ich hofs, in jenem Leben,
„Davon das rechte Licht in deinem Lichte geben.

* * *

Bey solchen grün belaubten Wänden,
Kan ich die Sehens-Lust kaum enden;

Zu-

Zumahl bey dieser Wunder=Zeit,
Da man schon allbereit
Die Frucht der edlen Reben,
Hat völlig hingegeben.
Der Frühling hatte früh schon alles neu geboren:
Blüt, Knospen, Laub und Schein,
Die drungen auf einmahl,
Getrieben durch der Sonnen heissen Stral,
Aus ihrer Ursprung Quell; Allein
Ein rauher Wind, aus Nordens kalten Hölen,
Erfüllte unerwart und schnell die rauhe Luft;
Mit Schlossen, Reif und Duft.
Diß ungestümme Wetter,
Schien alles, was gelebt, auch wieder zu entseelen:
Es starrten Blüt und Blätter,
Der Weinstock litt dadurch so sehr,
Daß keine Hofnung mehr
Zum süsen Most sich wiese;
Doch wurd ich, als darauf der Wind gelinder bliese,
An den fast erfrornen Stöcken neuer Augen Trieb gewahr;
So daß ich hoffen kan, aus GOttes Seegen,
Auch Wein von diesem Jahr noch einzulegen;
Macht diß des Schöpfers Güt nicht offenbar?
Lehrt uns nicht hier sein weisliches Geschicke,
Daß man, bey trüben Unglücks Tagen,
Nicht soll sogleich an seiner Hülf verzagen?

Es

* * *

Es scheint mein Garten fast allein
Dem Wein zu Ehren nur gebaut zu sein:
Es weichen aber ihm der Bäume Menge
An Nutz und Zierde nicht.
Wenn ich dahin vergnügt das Auge richt;
So seh ich sie, theils Reyhenweis in Gänge,
Theils zwischen Cammer-Latten,
Theils ordentlich, theils hin und wieder stehn.
Wie angenehm, wie schön,
Ist nicht ihr grünes Laub, wie hold ihr kühler Schatten,
Wie süs die Frucht, wie mancherley die Art,
Die sich mit stolzer Meng hier offenbart?
Doch wie die Ordnung nicht allein
Mir angenehm und reitzend dünckt zu sein;
So können uns oft wilde Hecken,
Ein danckeles Gesträuch, der Vögel Aufenthalt,
Gleich viel Ergötzlichkeit und Lust erwecken,
Als da, wo nur der blosen Kunst Bemühn,
In Linien und Kreis sucht alles einzuziehn.
Ich hab deswegen hier
Ein eigenes Quartier
Zu einem Busch und Wäldgen angelegt,
Das schon viel junge Stämme hegt;
Nebst Bäumen, welche gros;
Auch Zwerg-Bäum die, statt Büschen und Gesträuchen,
Von ihren alten Banden los,

Gantz wild und ungeheft sich zeigen:
Hier laß ich die Natur allein,
So wie sie selbsten will geschäftig sein,
Hier soll sie sich an kein Gesetze binden.
Sie wachse in die Läng, sie treibe in die Quer,
Sie propf die Aeste voll, sie laß die meisten lär,
Sie laß mich nur auf diesen dunklen Gründen
Ruh, Lust und Andacht finden.

Die Bienen.

Hiernechst an diesem kleinen Wald
Ist auch der Bienen Auffenthalt.
Ein kleines Volck, voll groser Wunderwercke.
Man siehet es zertheilt in viele kleine Staaten,
Wo selbsten die Natur, zur Monarchie gerathen.
Des Königs Majestät hegt doppelt grose Stärcke.
Sie sind so, wie man sagt, von weiblichen Geschlecht
Das lauter Amazonen hegt.
Die Männer werden ausgestosen,
Sobald nach ihrem Liebekosen
Das Weibgen trachtbar sich befind;
So keusch, so züchtig ist diß kleine Volck gesinnt.
Ein jedes hat allhier sein eignes Haus,
Das eine komt, das andre ziehet aus.

Man

Man siehet sie auf Klee und Blumen weyden;
Bald spielend, singend, schwirrend streiten:
Hier junger Brut das erste Leben,
Und dort Verstorbenen die lezte Ehre geben:
Da sie mit traurigem Gepräng
Und dunckelem Geräusch, als wärens Leich-
Gesäng,
Die Todten aus den Hütten tragen;
Wo anders nicht gemeine Plagen,
Und ausserordentliches Sterben
Den kleinen Leichen-Staat verderben.
Man sieht sie oft, als zwey Armeen
Mit Klang und Spiel zu Felde gehen,
Und streiten um ihr Reich und Haus;
Der Theil der sieget bleibt, der andere ziehet
aus.
Wie wunderbar sind sie nicht anzusehn,
Wenn sie mit schnellem Flug, und sumsen-
den Gethön,
Vor ihren Zellen schwermend fliegen,
Und so mit ganzen Heeres Zügen
Vor ihr gemeines Wohl beschäftig gehn.
Wenn ich mir in dergleichen Fällen
Dis kleine Volck pfleg vorzustellen:
So düncket mich ich säh die Lilliputier,
Davon unlängst ein glücklicher Fantast,
Mit Namen Gulliver, *
Ein sehr gelehrtes Buch verfaßt;

 Zumahl,

* Siehe Gullivers Reisen von dem berühmten D. Schwifft.

Zumahl, wenn hier das Aug in einer Pyramide,
Durch Gläser selbst der Bienen Werckstädt schaut,
Wie sie sich emsig zeigt, sich eine Hütte baut,
Die sie mit Honig füllt, mit zartem Wachs umziehet,
So daß man hier
An diesem Thier,
Des grosen Schöpfers Macht auch in dem Kleinen siehet.

* * *

Sieh, Freund! der Schönheit Pracht,
Die hier mein Landgut schätzbar macht;
Wobey die Kunst, so hoch sie sonst zu preisen,
Ein wenig Ordnung nur hat aufzuweisen.
Es scheint die gütige Natur,
Die mache sich hier einen Ruhm
Durch ihre Mildigkeit auf meinem Eigenthum.
„HErr! der du diese Welt so schön hast ausgezieret,
„Daß mich ihr Pracht und Glanz oft recht entzückend rühret.
„Laß doch, mein Schauen hier, in einem holden Schein,
„Von jenem Schauen dort ein süser Vorschmack sein!

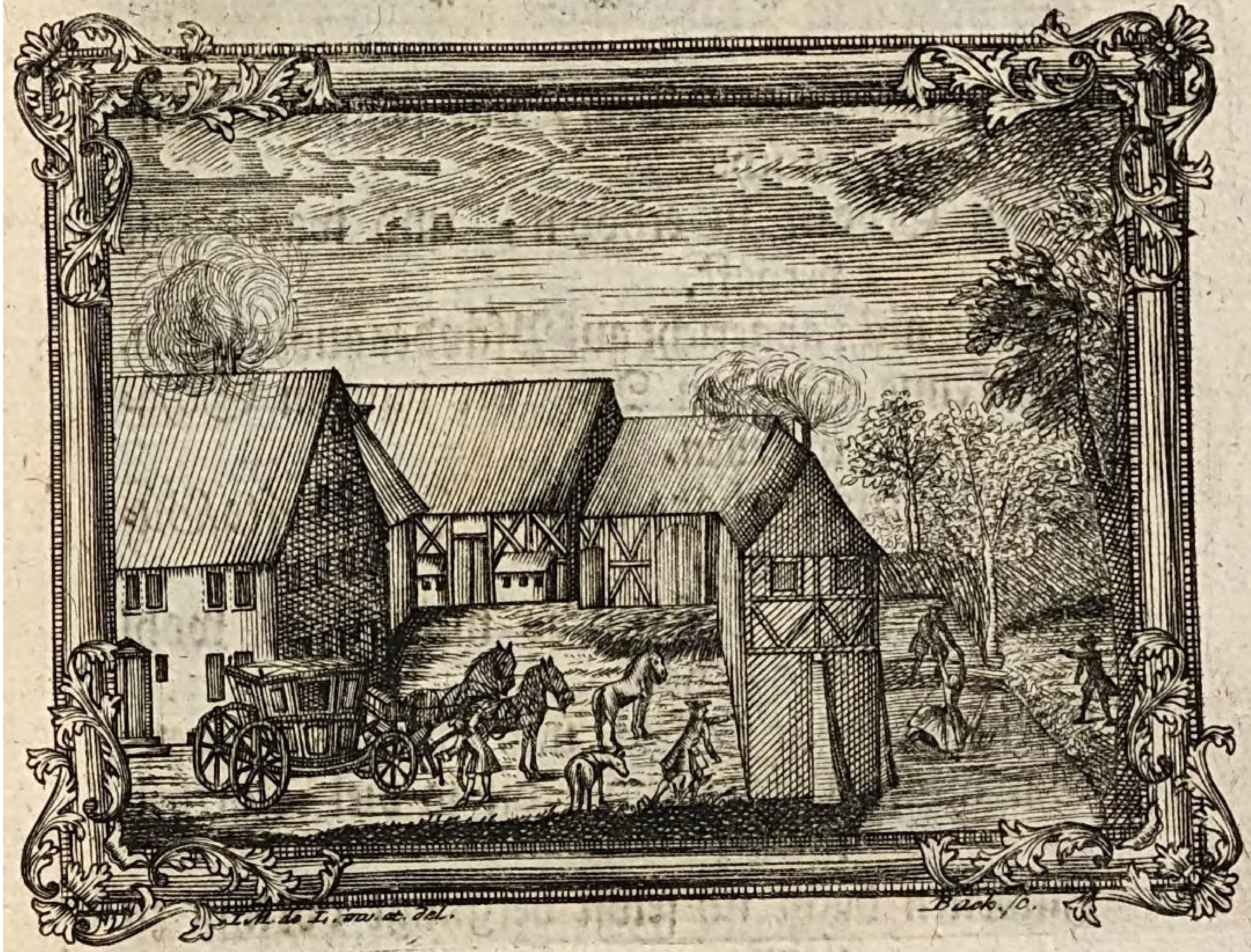
Damons

Damons
Unlust.

* * * * * * * * * * *

Atras pellere curas
Miſerasque fugere querelas
Non poſſe, potentia non eſt.

Boeth. de conſol. L. III.



Erhabner Freund! den Witz und Tugend
schätzet,
Und den mein Hertz, wie du es werth
bist, ehrt;
Dich hat vorlängst mein schlechter Reim ergetzet
Den hier mein Gut zu schreiben mich gelehrt.
Vernim nun auch die Menge meiner Plagen
Die mir mein andres Gut erregt.
Du wirst vielleicht durch meine Klagen
Zu mancherley Betrachtungen bewegt.
Fürst, Land und Leut sind gut; und gar nicht
Schuld daran;
Nur die Justitz allein richt all mein Unheil an.

* * *

Ich muß es frey gestehn, mir fehlt die Wissenschaft,
Mein Erbgut zu erhöh'n, und was damit verhaft.
Ich bin nicht abgericht auf Pfänder auszuleihen.
Ich kenne nicht den Witz der bunden Schachereyen,
Die Plutus Schätze reicht. Ich kaufte Güter an,
Und meynte, daß ich so mein Geld wohl ausgethan.
Mein Lehengut ist fein, und überaus gelegen;
Gar wenig Güter sind, die so viel Vortheil hegen;
Zuweilen dacht ich selbst vergnügt dorthin zu ziehn,
Um Zwang und Ueberlauf, der Städte Pein, zu fliehn.
Doch Schlösser in die Luft, und Hoffen sonder Frucht,
Man findt oft seine Qual, wo man Vergnügen sucht.
Es kam ein Krieg: es liesen die Armeen
Sich bald in dieser Gegend sehen. *
Es hies der Hof ist frey; doch dieses schadet nicht:
Heu, Stroh und Vorspann her,

Brand-

* Solches geschah im Jahr 1734.

Brandschatzung, Römerzug, und was des
Dings noch mehr;
Vergebens, wer hier widerspricht.
Der eine Pachter fras die Fisch,
Der andre trug auf seinen Tisch
Das Vieh, so ich mir ausgehalten.
Hier war kein Aufsicht, kein Verwalten.
Die Krieger und die langen Preussen,
Die sonsten Zucht und Ordnung bind,
Die musten hier die Diebe heissen,
Obgleich sie nie dahin gekommen sind.
Was geht der Herr uns an,
Hies es, er ist ein reicher Mann
Und soll sich billig schämen,
Uns armen Leuten Geld noch abzunehmen.
Kurtz, keiner zahlte nicht;
Ich muste sie belangen vor Gericht.
Das Rechten ist dem Bauern eine Lust,
Er kan damit den Herren trutzen,
Und der Justitz auch nutzen.
Wem ist nicht dieses Spiel bewust?
Zwey Jahr und etwas mehr
Wurd hier gerecht die Creutz und Quer.
Es kam der Spruch die Pachter solten zahlen:
Doch dieses war ganz ihre Meynung nicht.
Sie liefen zu dem Avocaten,
Und baten ihn um Unterricht.
Der Rechtsgelehrte Mann wust ihnen bald zu
rathen.
Der eine klagte seinen Bruch;
Halt, sprach er, halt diß ist genug,

Und hilft dir, wie ich hof, aus allen Nöthen:
Sprich, daß der Herr ihn dir getreten.
Gesagt, gethan. Der Richter seufzt und hört,
Wie sich der arme Mann beschwert.
Was! rief er aus, dem Fürst die Unterthanen schwächen?
Das ist ein greuliches Verbrechen!
Das Weib war hier am ersten zu verhören.
Sie sprach: ja leider ach! Ich kan wohl schwören,
Daß ich bereits vor sieben Jahren
Das Ding gewust; wer aber wird die Schand
Von einem Mann gern offenbaren?
Vor sieben Jahren, rief der Richter ganz entbrandt?
Geht und besprecht euch erst, wenn ihr wolt lügen,
Um Recht und Richter zu betriegen.
Der Spruch kam abermahl:
Die Pächter solten zahlen.
Allein, man wuste schon, daß sich um meinetwegen,
Kein Exequirer würde regen.
Zu dem, wo nahm man Zahlung her?
Die Leute hatten ja nichts mehr,
Sonst würde der Proceß noch währen.
Der eine starb,
Der andere verdarb,
Und Weib und Kinder, mich zu ehren,
Die kamen noch zu mir, ein Allmos zu begehren.

Justitz!

* * *

Justitz! wie lange wirst du noch
Durch Formeln, Sporteln, Sätz, Terminen und Recessen
Das Recht und die Clienten fressen?
Wie glücklich seyd ihr doch,
Ihr Völcker ihr, die wir Barbaren nennen,
Die keine Rechtsgelehrten kennen:
Wo noch, wenn kein Vergleich den Zwist vermitteln kan,
Ein Nachbar, oder Schulz, und nicht Justinian,
Nach Billigkeit und der Natur Gesetzen,
Die Streitenden kan auseinander setzen;
Doch was nuzt die Moral. GOtt ehr mir den Jurist;
Es muß gerechtet sein, mein lieber frommer Christ!

* * *

Elpin, der Priester Schmuck, keusch, nüchtern ganz und gar,
Gelehrt und Orthodox, so, als noch keiner war,
Den hatte, welcher Neid, das Glücke nur zum Possen,
Auf ein sehr schlechtes Dorf zum Seelen-Hirt verstossen.
Diß war ja keine Stell für einen solchen Mann.
Doch höre, was geschah: mein Gut das stund ihm an.

Er

Er wolt, du wirst fast drüber lachen.
Mein Ritter-Gut zur Ritter-Schule machen.
Er nahm es in Bestand.
Ich traute ihm, und warum dieses nicht?
Kennt dann ein Geistlicher nicht Recht und Pflicht?
Die Jugend auf dem Land,
Gelehrt zu unterweisen,
War diese Absicht nicht zu preisen?
Der Plan wurd aufgesezt, gedruckt und ausgeschmückt,
Und aller Orten hingeschickt.
Ich weis nicht eigentlich, was man vom Pfarrer hielt.
Ich bin ja nicht der Mann, der gern auf andre schilt.
So viel weis ich, zu meinem Schaden,
Der Anschlag wolte nicht gerathen.
Ihr Ehrwürd räumt den Hof nach eines Jahres Frist.
Bezahlt er auch? Wie! fragt auch so ein Christ?
Wie solt ein Geistlicher nicht zahlen? Nein;
Für diesesmal geschah es nicht.
Ich war, so wie er klagt, selbst Schuld daran,
Daß man zu ihm nicht junge Leut gethan.
Er sprach, es wär im ganzen Land
Die Syncretisterey von mir bekant;
Man hätt dafür ein billig Grauen,
Und niemand wolt ihm Kinder anvertrauen.
Ich komm des Jahrs kaum einmal dorten hin,

Und

Und dennoch war, nach seinem Sinn,
Das Gut, wer wolte nicht darüber schreyen,
Von meinen kleinen Ketzereyen,
Gefährlich angesteckt. Fürwahr so hat noch nie
Die heilige Orthodoxie
Des Eifers Reinigkeit entdecket,
Und sich sogar auf Holz und Stein erstrecket.
Es gibt ein Volck das nimmer ruht;
Es haßt aus Liebe bis aufs Blut;
Es macht mit GOtt gemeinschaftliche Sache,
Schliest uns den Himmel zu, weil es die Schlüssel hat,
Vergibt die Schuld, doch niemals ohne Rache.
Und wird an Ehr und Zanck und Gaben nimmer satt.
Die rechte Geistliche sind hier nicht zu verstehn.
Ich dachte mich hinfort nun besser vorzusehn.
Allein, kan auch ein Mensch des Schicksals Macht entweichen?
Auf einen Seelen Hirt, der sonst frey, offenbar,
Natürlich from und bös, wie andre Menschen war,
Komt jezt ein Heiliger mich besser zu beschleichen;
O Freund! hier zittert Herz und Hand,
Wie mach ich dir ein solch Geschöpf bekant?
Ein strackes Haar, das von dem Scheitel hieng,
Theils hinterm Ohr, theils auf die Schläfe gieng.

Ein

Ein Auge, das sich nur aus Schalckheit niedersencket,
Und niemahls freundlich schielt, als wenn es Böses dencket:
Ein Mensch der Andachts voll den krummen Rücken beugt,
Wenn er die falsche Hand ins Heilands Namen reicht,
Und ihn ins Herze wünscht; ja mit dergleichen Tücken
Stadt, Volck und Land verwirrt, und suchet zu berücken.
So machts der böse Geist; So sah der Adam aus,
Als er zum ersten kam, GOtt steh mir bey! ins Haus.
Er gieng gleich alles ein, versprach mit GOttes Segen,
Den Grund zur Besserung von meinem Gut zu legen;
Kauft Ochsen, Pferde, Küh, die Felder recht zu bauen,
Und sprach: in kurzer Zeit, da solt ich Wunder schauen;
Auch zahlt er Geld voraus. Wem macht nicht dieses Muth?
Kurz: es schien alles gut.

* * *

Die Lust zum Adam hinzufahren
Und seine Haushaltung zu sehn,
Die konte man nicht länger sparen,
Ein jeder wolte mit hin gehn.
Eh noch der frohe Lenz mit sanften Winden blies,
Und Garten, Feld und Wald in holder Anmuth wies,
Ward schon die Lustfahrt angestelt.
Weib, Kinder und die edle Schwägerin
Die fuhren Freudenvoll dahin.
Allein; O Schreckenvoller Graus!
Wie sah es auf dem Hof dort aus?
Wie! wohnt dann niemand hier?
Rief die bestürzte Frau: Wer öfnet uns die Thür?
Wo ist die Pachterin?
Wo Knecht und Magd? Wo trett ich hin?
Gestanck... Koth... Spinnen... Staub..
Wie, hört dann niemand nicht? Ist hier dann alles taub?
Auf einmal kam die Pachterin gelaufen,
Die Haare um den Kopf, als käme sie vom Raufen,
Mit Lumpen aufgepuzt, in scheuslicher Gestalt,
Lang, haager wie der Neid, von Koth und Unflat alt.

Gnä-

Genäd'ge Frau! sprach sie: verzeiht es mir
doch sehr,
Ich gäb euch gern die Hand, wenn sie nicht
dreckigt wär. *
Ist diß des Pachters Weib? Fragt meine
Frau bestürzt.
Sie ist fürwahr recht schön, und niedlich
aufgeschürzt.
Johann, der Diener Flor, und von Effolterbach,
Des Pachters Schwester-Kind, gezeuget im
Gelach,
Der klugen Geister Form, ein Diener ohne
Gleichen,
Kont hier aus edlem Zorn, nach seiner Art,
nicht schweigen.
Er sprach: Waas Annekind, was seyd ihr
eine Sau?
Vorm Teufel schämt euch doch, dem Herrn
so hauszuhalten.
Kein Wunder, wenn man euch lies die Man-
schetten falten.
Mann, Kinder und Gesind, die kamen nicht
zur Schau;

Voll

* Man hat hier durchgehends die eigentliche Worte suchen beyzubehalten; sonsten weis man wohl, daß unser zärtlicher Geschmack in der Dichtkunst, so wenig die ausländischen als pöbelhaften Redens-Arten vortragen kan. In satyrischen Schriften und Erzehlungen aber können solche, wo es anders die Umstände erfordern, wohl angebracht werden.

Voll Zittern und voll Graus,
Tratt endlich meine Frau ins Haus.
Kein Hausrath war hier nicht, Bänd, Schlösser, Fenster, Bley;
Und was man sah war wüst, verdorben und entzwey.
Des Pachters Kinder die hier wohnen,
Die machten, um den Hof zu schonen,
Die besten Zimmer zum Privet;
So bald die Thür wurd aufgestossen,
So roch man schon der Nas zum Possen
Der jungen Pächtergen Zibeth.

* * *

Was war zu thun? Man must doch irgend seyn.
Geht, staubt und fegt, puzt, raucht und heitzet ein;
Sprach eiferig die Frau zu ihren Leuten;
Damit man irgend doch den Tisch kan zu bereiten.
Die Schwester ging indeß zum Garten hin,
Und Rudolpff muste sie begleiten.
Sie war kaum auf der Brück,
So schwanckt ein Bret, und sie fiel in den Teich.
Erbärmliches Geschick!
Helft, rettet, helft: sie sincket nieder,
Sie stirbt: sie ist schon wircklich bleich.
Der Rudolff hält; und alles vom Geschrey
Erregt, kömt, läuft, und springt ihr bey.

Man zieht sie aus dem Teich heraus,
Und bringet sie halb todt ins Haus.
O Schwägerin! du Schmuck der Frauen,
Wie warst du hier so kläglich anzuschauen?
Naß, kalt, erstarrt mit Koth und Sumpf
bedeckt,
Bracht man sie auf des Pachters Bette;
Doch als sie sich erhohlt, da war sie erst er-
schreckt,
Wie sie das Lager sah worauf man sie gestreckt.
Der Eckel sties sie an: Ach GOTT! daß
man mich rette!
Schrie sie: diß Lager ist noch ärger, als der
Pful.
Man sezte sie darauf auf einen Stuhl.
Und zog sie aus. Hier galt es um ein Hemd.
Waas Annekind, das feine Weib,
Bracht hurtig eins von ihrem Leib.
Nein, sprach die Schwägerin beschämt:
Viel lieber will ich sterben,
Als dieses schöne Hemd verderben.
Ach Schwester! seufzete sie, ach gebt mir eu-
res doch!
Wie, heißt ihr mich denn ohne Hemde gehen?
Sprach diese, nein, es ist ein Mittel noch,
Hier habt ihr Rock und Kleid. Ich will zur
Pfarrin schicken,
Die wird euch wohl mit einem Hemd versehen.
Die Pfarrin war ein feines Weib,
Ihr Mann hielt sie und ihren Leib

Gezie-

Geziemend, aller Ehren werth:
Sie sandte gleich, was man begehrt.
Zu gutem Glück war ich zu Haus geblieben;
Ich hätte sonst, ich weis nicht wie,
Gedult und die Philosophie,
Nach neuer Lehrart müssen üben.
Als man mir, was geschehn, bekant gemacht,
Schwur ich im Zorn der falschen Brücken,
Die ein so schönes Weib zum Fall gebracht,
Daß man sie soll zum Feuer schicken.
Man hatte bald der Landlust satt;
Wunsch und Begier gieng wieder nach der Stadt.
Doch unterwegs wurd man noch immerdar,
Von Adams Possen was gewahr.
Es liesen in der Kutsch sich kleine Thiere sehen,
Sie waren schwarz, und gleichen fast den Flöhen;
Sie liebten weise Haut, und bissen wie die Läus;
Doch übertraffen sie an Gröse dis Geschmeis.
Aus Narität bracht man sie mit hieher.
Ich bat mein Haus damit zu schonen:
Bringt ihr, sprach ich, mir sonst nichts mehr
Von meinem Gut, als diese Scorpionen?

* * *

Den bösen Pachter bot ich aus,
Er stürzte Gut und Hof und Haus
In ein gantz gräsliches Verderben;
Er machte Wams und Säck von Leder,

Versoff das Geld, und wär ein Köder
Für all des Satans rechte Erben.
Den Ackerbau verstund er nicht,
Noch sonsten eines Menschen Pflicht.
Indessen kam ein andrer Mann,
Und bote sich zum Pachter an.
Ich sagt, wenn Adam sich mit ihme wolt vergleichen,
Und ihm gutwillig weichen,
So wolt ich es zufrieden sein.
Der Adam gieng den Handel völlig ein.
Verkaufte Vieh, und Wagen und Geschirr,
Und half mit eigenem Bemühen,
Den neuen Pachter selbst den Hof beziehen.
Er kam darauf zu mir,
Und bat um Nachlas seiner Schuld.
Ich gab aus Ungeduld,
Um seiner los zu sein,
Fast meinen Willen drein.
Allein ich solt ihm Ernst bezeigen.
Dem Bösen soll man niemahls weichen.
Ich wust, wie man zu processiren pflegt;
Drum wolt ich wenigstens, wie ichs erfahren,
Die Kosten noch ersparen.
Ich fieng darauf die Klag gedultig an,
Und bat das Amt, die Ernd so eingethan,
So lange mit Arrest zu binden,
Bis sich die Zahlung würde finden.
Das Amt willfahrte zwar: allein,
Der Schuldner hatte nichts, die Gegenklag zu führen.

Es galt um die Gerichts-Gebühren.
Drum stund man ihm die Lebsucht ein.
Er drosch darauf die Frucht, nahm einen Advocaten,
Und damit war ihm bald gerathen.
Der Adam, der nichts so, wie lügen kan,
Verneinet was man sagt, und gieng den Pachter an.
Sieh Bruder! sprach er hochstudiret;
Ich weis wie man Processen führet:
Laß mir die Sache ganz allein,
Und menge du dich gar nicht drein.
Wir können lange noch auf diesem Hofe leben:
Ohn einen Heller je dem Herrn zu geben.
So, wie geredt, fieng er die Sache an.
Man seh hier, was ein Advocat nicht kan!
Zeit, Kosten, Gäng, Verhör, Schriftwechsel und Bericht,
Diß alles nahm kein Ende nicht.
Es war mehr Geld schon drauf gegangen,
Als ich vom Pacht noch solt empfangen.
Die gröbste Bubenstück, Geldmünzen, Teufelsbann,
GOtt lästern, Diebstal, Raub, und was nur bös sein kan,
Kam alles auf den Adam aus,
Und dennoch blieb er in dem Haus;
Brach Bretter auf zu Todtenladen,
Und stahl dem Pachter selbst die Braten,
Die er verschenckt, ich weis nicht wo,
Kurz alles war: In dulci Jubilo.

Sein Anwald bat darauf ohn ferneren Verzicht
Den neuen Pachter auszusetzen;
Um jenen im Besitz nicht ferner zu verletzen.
Ein einziges Verhör hätt alles abgethan:
Allein dis litte nicht der liebe Schlendrian.
Man sezt den Pachter aus, man sezt ihn wie-
der ein,
Nur daß das Ding solt förmlich sein.
An statt der Schuld, die man mir eingestanden,
Macht man mich selbst zum Schuldver-
wandten:
Die Rechnung lief auf tausend hin.
Dis war ein ehrlicher Gewinn;
Denn Adam rechnete nicht nur den Schaden,
Nein sondern auch was er entrathen. *
Wer hier die Rechenkunst versteht,
Der weis, wie weit dieselbe geht.
Ich suchte Hülf und Schutz bey Hof zu finden;
Allein für alle meine Sünden
Hieß es, warum ich einen Mann
Der längst im ganzen Land,
Als ein Betrüger sey bekant,
Hätt auf das Gut gethan.
Fürwahr das wust ich nicht,
Gab ich darauf Bericht,
Daß man dergleichen Leut läßt Schutz und
Hülf geniesen.
Die anderwärts am Pranger müssen büsen;

Auch

* Lucrum cessans.

Auch wüst ich nicht, daß man dis fehlen nent,
Wenn man in einem Land nicht alle Schelmen kent.
Egypten, welches sonst den feinen Witz verehret,
Das fand ihn auch im diebischen Geschlecht,
Und macht darum das ganz besondre Recht,
Daß Diebe solten zünftig sein,
Wie solches Herodot uns lehret. *
Allein das Recht gieng gar bald wieder ein;
Dann niemand konte sicher leben.

* * *

Komm reine Themis komm, und rette deine Ehre,
Gön nicht dem Frevel Raum, daß man dich so versehre.
Verdam die schnöde Kunst, die Kunst, die vor Gericht
Stets streitet, nie gewint, und alles Recht vernicht.
Hilf der gemeinen Noth, und sieh mitleidend an,
Was der Processe Wuth für Schaden schon gethan.

* Actisanes hatte das Land von diesem Ungeziefer gereiniget, und dem Diebsvolck eine eigne Stadt mit Namen Rinocolura erbauen lassen, woselbst es zur schweren Arbeit angehalten wurde. Siehe Herodot im II. Buch, und den Diodorum Siculum im I. Buch.

Such endlich doch einmal dem Uebel selbst zu rathen,
Und brauch mich, wenn du wilt, zu deinem Advocaten.
Dich aber, traurig Gut! das mir ein Uebel ist,
Verzeihe mir den Zorn, daran du schuldig bist.
Du solst hinfort nicht mehr mein ruhig Herze krancken.
Ich will, so viel ich kan, nicht weiter an dich dencken.
Ich biet dich offentlich dem ersten Käufer feil.
Krieg ich gleich kaum für dich des Werthes halben Theil.
Ich zieh doch nichts von dir, als nur Verdruß und Schaden.
Und, was du einträgst, ist für Recht und Advocaten.
Weich dann der schnöden Wuth, und dem verfluchten Witz,
Der von Erinnens Blut herstammenden Justitz!

Erzehlung.

Die alte Königin. *

Es war ein stolzes Weib, und diese sind nicht rar,
Die hofte, weil sie reich, und hochgebohren war,
Noch eine Königin zu werden.
Sie war sehr schön und prächtig von Gebärden.
Ein Fürst der sich nach Fürsten Brauch ergezt,
Und Land und Leut bey nahe schon versezt,
Der brauchte Geld, und nahm sie sich zum Weib.
Er führte Krieg zum stolzen Zeitvertreib;
Und schwung dadurch sich auf den Königs-Thron.
Allein der Tod der trieb ihn bald davon.
Er hinterlies die Cron der Königin:
Die herrschte nun nach ihrem Sinn.
Sie war, was sie gewünscht, was will man mehr?
Sie that dem Thron und ihrem Cörper Ehr;
Sie puzte sich mit Gold und Edelsteinen,
Um stets als Königin recht glänzend zu erscheinen.

* Die Erfindung ist aus der IX. Fabel des Herrn von Fenelon genommen.

Allein des Alters Neid, die Last von vielen
Jahren
Fieng an und druckte sie ganz unverschämt,
So daß die Majestät sich heimlich drüber
grämt,
So vieles Leiden zu erfahren.
Die Glieder wolten nicht mehr fort;
Man sah sie zittern beben,
Wenn sie von einem Ort
Sich nach dem andern wolt erheben.
Ihr Kopf der wackelte nicht anders als ein
Blat,
Mit dem der Wind sein Spielwerck hat.
Der Nasen und des Kienens Spitzen,
Die schienen noch den Mund zu schützen,
Und fast darüber hinzugehn.
Auch wuste der gebogne Rücken,
Sich in die Tracht nicht mehr zu schicken;
Kaum kont sie noch durch ihre Brillen sehn.
In diesem Königlich- und hohen Jammer-
stand
Kam eine Fee, die, wie man sagt,
Sie hülfreich hat zur Welt gebracht;
Wie stehts, Frau Königin? Fragt diese ganz
bekant;
Wie wärs, wann hier auf Erden,
Für euch ein Mittel wär, um wieder jung zu
werden?
Die alte Königin bezeigte sich nicht dumm.
Ich gäb, sprach sie, all meine Schätze drum.

Wer

Wer aber wird sich wohl bequemen,
Erwiederte die Fee,
Euch eure Jahre abzunehmen?
Denn jeder will, so viel ich seh,
Für alle Ehr doch lieber leben.
Die alte Majestät sand bald von Haus zu Haus
Gewisse Leute aus,
Um, wo es möglich wär, ein Mädgen zu erlauschen
Das seine Jugend möcht für ihre Cron vertauschen.
Es fand sich bald manch junges Blut,
Dem dünckte dieser Handel gut.
Allein man sahe nicht so bald die Königin,
Die immer hustete, und röchelnd keucht und ächzste,
Stets auswurf, Brühe nahm, und darauf wieder krächste;
So änderte man schon den Sinn.
O Anblick voller Graus!
Sprach jede junge Dirn,
Ach! sähe ich so aus,
So dürft ich mich ja nirgend zeigen.
Zulezt kam Fattilla, die junge Schäferin,
Zur alten Königin;
Um für den Hirtenstab den Scepter zu erreichen;
Denn eine Königin zu sein,
Das gieng ihr treflich ein.

Die Hoheit wurde aufgebracht,
Als sie das arme Mensch betracht.
Wie, kühne Bäuerin? sprach sie, bey diesen Sachen,
Was willst du denn mit einer Crone machen?
Ich, sprach Fattill, das weis ich nicht;
So viel weis ich, daß jeder sagt und spricht,
Es sey was schönes doch um eine Königin.
Dis läg ihr nur allein im Sinn.
Sie wolt demnach das Ding probiren,
Und den beliebten Tausch vollführen.
Die Königin wolt sich die Helfte vorbehalten.
Nein, sprach das Mädgen zu der Alten,
Gebt alles, sonst wird nichts daraus,
Geh! sprach die Königin, du willst auch gar zu viel.
Und eine Crone ist, fürwahr kein Kinderspiel.
So geh ich, sagt Fattill, denn wiederum nach Haus.
Lebt wohl, Frau alte Königin.
Halt, rief ihr diese nach. Wenn ich Fattilla bin,
Was werd ich denn für meine Crone haben.
Seht hier der muntern Jugend Gaben:
Erklärte sich Fattill.
Ich lach und scherze wie ich will;
Sie faßte drauf ihr Röckgen in die Höh.
Hüpft, tanzt und singt aus froher Kehle,
Im süsen Thon der Philomele.
Die Glieder waren rasch und munter,
Sie zierte sich mit ihrem Plunder,

Und warf das Köpfgen auf und ab;
So wie die kleinen Distelfincken,
Wenn sie den leichten Buhlern wincken.
Die Kön'gin stund bereits auf ihrem Grab;
Sie hatte schon seit vielen Jahren,
Von Scherz und Lachen nichts erfahren.
Der Trieb war also ungemein,
Um wieder jung zu sein.
Man wurde eins, daß beyde, wie sie wolten,
Ein Jahr den neuen Stand probiren solten.
Alsbald verrunzelte Fattillens Angesicht;
Ihr Aug verlohr sein funckelnd Licht.
Sie ging mit zitternden Gebärden;
Der Rücken schien ein Bogenwerck zu werden;
Die Zähne schlockerten; die Haare wurden grau:
Sie ging und krächst und keift, wie eine alte Frau.
Es kamen drauf die Menge Officieren,
Die schön gepuzt vor ihr sich zeigen, bücken, zieren.
Es gaben Freuden-Feste:
Man as und tranck das Beste;
Nur Fattilla, als Königin,
Die konte weder kauen,
Noch etwas mehr verdauen;
Geschmack und Lust war hin.
Kaum bracht sie zitternd noch ein wenig Brüh zum Mund;
Und was sie weiter nahm, war alles ungesund.

Sie wust nicht, was sie sagen solte,
Sie hustete, als ob sie bersten wolte;
Ja, sie bespie sich selbst das Kien,
Und wusch den Schleim, der in der Nas erschien,
Mit ihrem Ermel ab: Kurz, die Gestalt
War garstig, schreckhaft, alt.
Dargegen überzog die alte Königin,
Der holde Glanz von zwanzig Jahren:
Die Haut wurd wieder schön, und frisch, und roth,
Das Herze munter, leicht, und wuste nichts von Noth.
Sie hatte weise Zähn, und Locken in den Haaren;
Die Glieder schwenckten sich zur Frölichkeit, zur Lust.
Doch, sehet was geschicht, die neue Bauren-Magd
Stund da, und seufzete, da sie das Spiel betracht.
Was macht der Küchenpudel hier,
Sprach man, und wies ihr stracks die Thür;
Ja was noch mehr, man sties den armen Plunder,
Die ganze Trepp hinunter.
Fattill sah diesen Handel an:
Sie lies das Bauren-Mädgen kommen,
Wir sind, sprach sie, doch beyde übel dran.
Ihr seyd um eure Crone kommen;

Ich schick mich nicht zu einer Königin:
Und ihr euch nicht zu einer Bäuerin.
Gebt mir nur wieder meinen Kittel;
Hier habt ihr Thron und Reich und Tittel.
Der Wechsel war noch kaum gethan,
So sties sie beyde schon die Reue wieder an.
Allein, es war, zu ändern, nicht mehr Zeit;
Die Königin befiel die vorge Traurigkeit:
Sie weinte stets, und sah ihr altes Leben,
Mit Schmerz und Traurigkeit umgeben.
Ach! wenn ich doch Fattilla wär,
Gedacht sie stets, so litt ich jezt nicht mehr.
Ich tanzte nun zum Zeitvertreib.
Im Schall der frohen Feldschallmeyen,
Mit jungen Hirten einen Reyhen;
Und hätte junges Blut im Leib.
Was nutzet mir mein reich geschmücktes Bette,
Als daß ich prächtig seufzen muß?
Was hilft der Grosen tiefer Grus,
Die mich verehren um die Wette?
Weh mir! ich lebe nur um desto mehr zu leiden;
Es kam der Todt, und wolt um höflich hier zu sein,
Sie auf einmal von aller Noth befreyn;
Allein der Aerzte Kunst lies sie so schlecht nicht scheiden.
Ihr Sterben must, der Wissenschaft zu ehren,
Noch ein'ge Wochen länger währen.
Doch endlich ging der alte Cörper drauf,
Und endigte den langen Lebens-Lauf.
Fatill war dazumal auf einem Feste,

Und

Und tanzt und sang aufs allerbeste.
Als sie den Tod der Königin vernahm.
Wiewohl, sprach sie, ist mir,
Daß ich so schnell um meine Crone kam,
Nun wär ich todt, die Kön'gin aber hier.
Es kam darauf die weise Fee zu ihr,
Und gab ihr unter dreyen
Die Wahl zu freyen.
Der eine war ein Fürst, so mächtig und so reich,
Daß ihm kaum keiner gleich.
Er hielte prächtig Hof, und was noch mehr:
Er liebte auch die Schönen sehr.
Allein, er war dabey
Verdrieslich, alt, und nie vom Argwohn frey.
Der andre war zwar auch von hohem Stand:
Allein er hat kein Geld, und weder Land noch
Sand.
Dargegen war er reitzend schön;
Man liebte ihn, man durfte ihn nur sehn.
Der dritte war ein feiner Bauers-Mann,
Nicht reich, nicht arm, so viel man sehen kan.
Derselbe würde sie nicht heftig lieben,
Und auch nicht viel betrüben.
Hier blieb Fattill bey sich lang in Gedancken
stehn;
Sie wuste sich nicht zu entschliessen:
Sich schön gepuzt und hoch verehrt zu wissen,
Samt Kutsch und Pferd, und Herrlichkeit
und Pracht;
Wo ist ein Mädgen wohl, dem nicht das
Herz hier lacht?

Den

Den Schönen hätte sie wohl gern gewehlt;
Allein, weil ihm das beste fehlt:
Ich meyn das Geld; was solte der ihr nutzen?
Sie könte ja bey ihm sich nicht einmal recht
putzen.
Sie dachte an den dritten kaum;
Die Wahl von grosen Herrn auf einen
Bauers-Mann,
Fürwahr, das stund ihr gar nicht an.
Jedoch die Fee half ihr bald aus dem Traum:
Geh, Thörin, sagte sie, du dauerst mich,
Weist du nicht unter diesen Dreyen,
Wen du vernünftig soltest freyen?
Da nim den Bauers-Mann, der schicket sich
für dich.
Der erste würde dich, und du den andern lie-
ben;
Doch jeder würde dich betrüben.
Der dritte nur ist deiner werth:
Ob ihn dein Herz gleich nicht begehrt.
Du kanst mit ihm vergnüget leben,
Wenn er dir nur wird keine Schläge geben.
Drum meide den Betrug;
Diß Glück ist schon für dich genug.

* * *

Es können uns gar wenig Sachen,
Die herrlich glänzen, glücklich machen.
Es tanzt sich lustiger auf einem grünen Hayn,
Als auf polirtem Holz und Marmelstein.

Der nur ist in der Welt beglückt zu schätzen,
Der sich nicht hoch gedenckt zu setzen.
Und der, wie Zeit und Glück es fügt,
Mit seinem Stande sich begnügt.

Das Fundament.

Hans Constantin von Florimaus,
Der baute sich ein treflich Haus.
Was Rom, Corinth, Toscan an Seulen-
Werck erfunden,
Diß alles sah man hier mit Bogenwerck ver-
bunden.
Man sah die rarsten Bilder-Seulen:
Der Musen Zierd, der Pallas Sitz,
Den Hercules mit seiner Keulen,
Und auch Bellonens Stürm-Geschütz.
Die Flora theilt durchs ganze Haus,
Der Blumen Schmuck mit Gränzen aus.
Man sah die frohen Amoretten,
Durch Bendelwercke sich verketten;
Auch Larven, Geister und Satyren,
Die halfen selbst die Wände zieren.
Des Neides Bild mit aufgerißnem Schlund,
Macht auf dem Thor, mit gräslichen Gebär-
den,
Die strenge Nachricht kund:
Daß ja an diesem Haus nichts solt getadelt
werden.

Ich

Ich sage darum nichts; Das Haus war schön,
Und treflich anzusehn.
Nur war es seinem Herrn nicht hoch genug;
Er wolt zu mehrerem Ergetzen,
Auch einen Thurn darauf noch setzen.
Es galte nur um den Versuch.
Hans Florimaus lies seine Bauleut kommen:
Ein jeder sprach, es geht nicht an,
Dieweil der Grund die Last nicht tragen kan.
Ich aber, sprach der Herr, ich hab mirs vorgenommen;
Drum muß es sein.
Wer ist, der einen Zweifel hegt,
Daß nicht ein Stein den andern trägt?
Die Regel ist ja ganz gemein.
Man that so wie der Herr gewolt,
Weil er die Müh bezahlen solt.
Kaum stund ein neues Stockwerck fertig,
So zeigt der Bau sich ungebehrdig,
Und krachte fast auf allen Seiten;
Diß wolte Florimaus nicht leiden.
Es hies dem Fundament sey hier nicht wohl zu trauen;
Wohlan, sprach er, diß fichtet mich nicht an,
Weil man ja leicht das Haus abbauen kan,
Um nach dem Fundament zu schauen.
Das Haus wurd also abgetragen,
Und niemand durft was drüber sagen;
Man sah das Fundament diß trug ein feines Haus;

Doch mit dem hohen Thurn, da wurde nichts
daraus.

* * *

So führen wir auch oft in unserm Lebenslauf
Manch gros und wichtig Werck, auf schlech-
ten Gründen auf;
Der Stolz versteiget sich in prächtigen Jdeen,
Die nur allein in Wahn und Einbildung be-
stehen.
Wer ohne Weisheit baut, der baut zu sei-
ner Schand,
Und führt ein Denckmal auf von seinem Un-
verstand.

Die Mühle.

Phillaß, ein wohlgehaltner Mann,
Kauft sich unlängst ein treflich Landgut
an.
Er baute es recht schön:
Hof, Garten, Meyerey, und was noch mehr,
ein Teich,
Worin die Menge Fische gehn.
Wer wolte da nicht recht vergnüget leben?
Doch Wunsch und Glück sind selten gleich.
Der Neid ist schon genug, Verdruß zu geben.
Ein wilder Bach, der vom Gebürge kam,
Wurd öfters, wann der Schnee auf seinen
Wipfeln schmolz,

Der-

Dermassen aufgeschwellt und stolz,
Daß er, wo er den Weg hinnahm,
Gewaltig durch die Fluren riß,
Und auch sogar
Den Häusern in der Stadt gefährlich war.
Dem guten Pillaß that der unbescheidne Bach,
So oft er sich ergaß, das gröste Ungemach:
Sein schöner Teich
An Anmuth, Krebs und Karpen reich,
Wurd öfters ganz von Fluten überflossen;
Der ehrlich Mann, der gern was gutes aß,
Man dencke selbst, wie dieses ihn verdrossen,
Der fragte, was zu thun? Mein Herr Pillaß,
Sprach einer, der ein wenig Witz besaß,
Wär ich so reich, als ihr,
So wüst ich wohl bald Rath allhier.
Seht dort an jener Höh, wo sich die Fluth ergieset,
Da lenckt sich abwerts hin ein Thal,
Wo das Gewässer leicht durch flieset:
Dorthin könt ein Canal,
Ohn alle Schwerigkeiten,
Den Absturz wilder Bäche leiten,
Auch wär hier leicht ein Mühlgang angebracht.
Herr Phillas war damit zufrieden,
Die Sach schien ihm wohl ausgedacht.
Er trug der Stadt es vor, die hier hat zu gebieten;
Ein jeder pries den klugen Mann,
Der ein so gutes Werck beginnen wolte.
Doch jeder sah die Sachen anders an:

Als man dargegen ihm die Mühl verstatten
solte.
Wie? sprach der Weisen Männer Schaar,
Solt Phillaß sich dergleichen unterstehn,
Und uns ein Mühlwerck hier vor unsrer Nase
bauen?
Fürwahr, dem Ding ist nicht zu trauen.
Es würde bald geschehn,
Daß unsrer Stadt dadurch die Nahrung dürft
entgehn.
Und jederman in seiner Mühl zu mahlen,
Das Wasser theuer müst bezahlen.
Kurz, Phillaß Mühl fand kein Gehör,
So gern man auch vom Bach befreyet wär.
Der Winter kam, und deckte Berg und Thal
Mit ungeheurem Schnee. Der Lenz erschien
sehr heis,
Und machte auf einmahl,
Der Berge weise Wipfel kahl.
Der Schnee verwandelte sein kaltes Eis
In eine nasse Flut,
Die sich, mit rauschender und schneller Wut,
Ins ganze Thal ergoß,
Und Hof, und Stadt, und Land,
Mit einmal überfloß.
Des Phillaß Mühle hät das Unglück abge-
wandt.

* * *

Lernt, Menschen! was der Neid für Uebel
nach sich ziehet,

Gönt

Gönt andern, daß ihr Wohlsein blühet:
Befördert eures Nachbarn Glück,
So fält es wiederum auf euch zurück.

Die Pyrrhonische Hundsfurcht.

Pyrrho cum se invadentem canem repulisset, causantique cuidam: grave, inquit est, & per difficile, hominem penitus exuere. *Diog. Laert. Art. V.* Pyrrho. L. IX. c. 9. n. 6.

Als neulich mich ein ehrvergeßner Zahn,
Mit ungestümer Wuth rebellisch plagte,
Kam Pyrrho, dem ich dieses Leiden klagte.
Ha! fuhr mich dieser lachend an,
Der Sinn betrügt, du bildest dir es ein.
Die Sachen in der Welt sind nur ein bloser Schein.
Wer wolte sich in seinem Leben,
Der Einbildung so weit ergeben;
Der Einbildung? sprach ich, das läßt sich hören.
Wohlan, ich will ein Weiser sein,
Und bilde mir zum Trotz der Schmerzen ein:
Ich fühle nichts.

Ich war ganz stolz; GOtt ehr den weisen
Mann,
Der so vernünftig schliesen kan.
Urplötzlich kam das Uebel wieder,
Ich sang die vor'gen Klagelieder.
Der grelle Schmerz entriß mich der Gedult.
Ich that, ich weis nicht wie:
Ich schalt auf die Philosophie,
Und schlug von ungefehr auf meinen Pult:
Stracks sprang mein treuer Moppel auf,
Und fiel dem Pyrrho, der ihm nichts gethan,
Mit unbescheidnem Bellen an.
Mein Pyrrho, voller Furcht und Schrecken
Ergrif die Thür. Ich schrie: wo wilt du hin?
Was kan dir Furcht erwecken?
Wie trügt dich nicht der Sinn?
Ja wohl, sprach er: Ich meynte zu entfliehn.
Wie schwer ists doch den Menschen auszuziehn!

VI.

Die Kirchen-Gebräuche.

Ein frommer Priester auf dem Land,
War, weil er sich des Grund-Texts
nicht beflissen,
Auf ein sehr armes Dorf verwiesen.
Er lebte schlecht und unbekant,
Und muste, leider, sich bequemen,
Mit wenig Sold vorlieb zu nehmen.

Einst,

Einst, da ich zu ihm kam, beklagt er sich gar
sehr,
Daß lang in seinem Dorf kein Kind erschie-
nen wär;
Auch sey in sieben Jahrenfrist,
Ihm einmal nur das Glück gelungen,
Daß man in seiner Kirch, den Morgenstern
gesungen. *
Zwey Gulden brächte ihm die Leichenpredigt
ein;
Wenn nun kein Sterben würde sein:
So wär der Sold doch gar zu schlecht.
So gern er auch zu GOttes Ehren,
Hier seine Redekunst lies hören.
Der arme Mann hat recht,
Er ist des Altars Knecht;
Und hat sonst nichts zu heben;
Von Tauf, und Beicht, und Sterben muß
er leben;
So ist es einmal eingericht;
Ist dieses Christi Kirch? Diß glaub ich nicht.
Das Kind in Mutterleib muß schon die Vor-
bit kaufen:
So bald sich die Geburt nur meldt;
So bringt die Taufe Geld.
Die Jugend siehet man zum Pfarrherrn laufen.

* Ist das bekante Kirchen-Lied: Wie schön leucht uns der Morgenstern. Welches man an einigen Orten bey denen Trauungs-Ceremonien zu singen pfleget.

Wenn er sie confirmirt,
Zahlt man, wie sichs gebührt,
Den Meynungs-Cram, davon sie nichts verstehet.
Wenn man darauf zum Tisch des HErren gehet:
So macht das Geld für Ablas, nach der Beicht,
Sünd und Gewissen leicht.
Man freyt; doch gilt der Ehstand nicht,
Wenn nicht der Priester erst den Segen drüber spricht;
Diß trägt ihm ein. Schreckt Kranckheit oder Todt;
So hilft der Priester auch mit Beten aus der Noth;
Doch nichts umsonst. Man scharrt die Todten ein,
Und lobet sie zulezt, das muß bezahlet sein.
Man hat den Ablas abgeschaft:
Wie, daß man noch an solchen Dingen haft?
Fürwahr, ich kan hier nicht den frommen Tadel lassen;
Und solte man mich drüber hassen.
Ich sag und wiederhol es frey,
Daß hier nicht Christi Kirche sey.
Die Früchte sind allein des Geistes Gaben,
Was Wunder, daß wir sie verloren haben?

Die Warheit.

Betrachtet man der Warheit banges Leben:
So sieht man sie vom Lasterschwarm umgeben.
Es rauben ihr der Leidenschaften Wuth,
Fast alle Kraft, fast allen Muth.
Wer rettet sie von diesen finstern Rotten,
Die ihrer reinen Einfalt spotten?
Die Freyheit kömt und reichet ihr die Hand:
Sie folgt, sie eilt; doch kan sie nicht entrinnen,
Geitz, Hoffart, Neid und Unverstand,
Die lassen ihr nicht Raum gewinnen.
Die Heucheley, der Bosheit Ungeheur,
Sucht hier, mit Andachts- vollen Blicken,
Die Warheit selbsten zu berücken.
Der Wahnwitz spielt sein wildes Feur,
In lauter Einbildung und Fantasey;
Und meynet stets die Warheit zu umarmen.
Die Zancksucht stehet neben bey:
Sie häufet Sätz auf Sätz, und stürzet ohn Erbarmen,
Den, welcher anders glaubt, in tiefsten Höllen-Schlund.
Der Aberglaube macht nur seine Träume kund.
Und weil ihn stets die schwarze Galle schrecket:
So werden Wunderding von ihm entdecket.
Die Warheit zittert, bebt und seufzt mit Ach und Pein,
Von diesen Thoren frey zu seyn.

Wohl

* * *

Wohl dem, den Christus frey gemacht,
Und der ihm stets zu folgen tracht;
Den werden keine fremde Lehren
Verwirren noch verstören.

Das Glück und die Tugend.

Das Glück erhält den ersten Rang in der Welt; und hat gleichwohl keine Verdienste. Es gibt Lorber-Cränze, Kleinodien, Reichthümer, Würden, Macht und Cronen. Die Tugend ist bescheiden, demüthig, und öfters wohl gar schamhaftig. Sie kan sich nicht entschliesen, dem Glücke nachzulaufen: sie komt also zu nichts. Man muß etwas wagen, wenn man sich empor schwingen will.

Lycon, ein Sohn des Caranus in Phrygien, hatte sich denen Künsten und Wissenschaften ergeben; Er übertraf an Witz und Lebhaftigkeit alle seine Lands-Leute, welche für die ungeschicktesten Einwohner in klein Asien gehalten wurden. Lycon hatte einen hohen Geist. Er besang die Heldenthaten des Achilles, und die Siege des Apollo. Die

lustrei-

lustreichen Gefilder in Thessalien, und die anmuthigsten Thäler um den Berg Olympus, schwebeten ihm noch stets vor den Augen. Caranus, der sich von der Geschicklichkeit seines Sohns ganz andre Gedancken gemacht, und durch seinen Beystand sich besondere Vortheile versprochen hatte, sah ihn immer mit einem Buche in der Hand, oder den Himmels-Lauf betrachten, oder Verse machen. O! sprach der bekümmerte Vater! hätte ich dich, mein Sohn, doch niemahls nach den castalischen Quellen des Parnassus gesandt, welche die Menschen begeistern, die daraus zu trincken pflegen! Was nutzen dir deine Wissenschaften, und deine Lieder, welche sich mit dem Klange der Musen vermengen, und die Götter in Entzückung setzen? Die Schäfer werden deiner in ganz Phrygien spotten, und du wirst so arm bleiben, als ich hofte, durch dich reich zu werden.

Die Ermahnungen des unwissenden Vaters wirckten so wenig bey dem gelehrten Sohne, daß dieser an statt den Hirtenstab zu wehlen, auf Mittel sann, sein Vaterland zu verlassen, und nach Lydien sich zu begeben.

Eine Fee, welche eine von denen dienstfertigen Nymphen war, die den Menschen zur Erlangung ihrer Wünsche dienen, meldete sich in diesen Umständen bey dem jungen Lycon.

Du hast allzuwenig Ehre, schmeichelte sie ihm, in deinem Vaterlande zu gewarten; Komm, ich will dich an den Hof der Göttin des Glückes bringen, und dich an demselben zu einem grosen Manne machen. Dieses war eben, was Lycon suchete. Er überlies sich der Fee, welche ihn nach Sardis brachte, wo die Göttin des Glückes Hof hielt.

Weil man diese Göttin selbst niemahls anders als zufälliger Weise zu sehen bekömt: so führte die Fee den Lycon nur zu ihrem Lieblinge. Dieses war der gröste Mann in ganz Sardis. Die Fee hatte den Lycon schon im voraus unterrichtet, daß er sich vor diesem Abgott des Glückes sehr unterthänig bezeigen müste, weil er durch ihn am ersten könte erhöhet werden. Lycon gab demselben durch eine tiefe Verbeugung zu erkennen, wie geneigt er sey, in ihm die grose Göttin des Glückes zu verehren. Indem er sich aber erkühnte einen freyen Blick nach demselben aufzuschlagen: so sah er einen grosen Kopf, wo die Natur an statt der Stirne sich hatte gefallen lassen, das Kien zu verdoppeln, und solches mit einem so reichen Vorrathe von Fleische zu behängen, daß es schien, als ob ein neues Gesicht daraus wachsen solte. Zwey grose Kalbs-Augen leuchteten daraus mit starr vergnügten Blicken über eine kleine Nase hervor. Die Adern strozten vom Blute, und der Zinnober

nober glänzete auf seinen fetten Wangen. Lycon war ganz betroffen, eine so besondere Gesichts-Bildung wahrzunehmen. Die Fee, welche solches beobachtete, und nicht ungleich argwohnte, daß Lycon sich an diesen Zügen aufhalten möchte, um die Geheimnisse der Physionomie zu entziefern, trat hurtig hinzu, und machte, daß sich der grose Liebling des Glücks gegen den Lycon freundlich bezeigte. Siehe, sprach sie zu demselben: Dieser junge Mensch ist ein Schüler des Helicons; er wird durch seine erhabene Poesie deinen Namen unsterblich machen.

Die schwachsinnigste Köpfe hören sich doch immer gern loben; Der Liebling des Glückes bezeigte dem Lycon sein gnädiges Wohlgefallen. Er sah ihn mit einem freundlichen Lächeln an, und verschafte ihm einen sehr einträglichen Dienst an dem Hofe seiner Göttin. Diese Erhebung gab dem Lycon ein heimliches Vergnügen; es dauerte aber nicht lange. Aller Orten wo er hinkam, fragte man sich einander, wer er wäre? Von welchen Göttern er abstammete? Ob er auch schöne Güter und Freunde bey Hofe hätte? Weil sich nun Lycon aller dieser Vortheile nicht rühmen konte, so machten ihm die Grosen ein sprödes Gesicht, und sezten ihn allenthalben unten an. Empfindlicher Umstand für ein hochmüthiges Herz, welches seine eignen Vorzüge kante, und solche doch so schlecht verehren sah.

Die Fee erschien ihm, als er darüber in ein tiefes Nachdencken gerathen war, und erbot sich, ihn mit der Göttin des Glückes selbst bekant zu machen.

Diese Göttin sprach die Fee, ist ein feuriges und lebhaftes Weib: eine stete Jugend herrschet auf ihren Lippen; ihre Wangen glänzen wie Rosen und Lilien, und ihre Gestalt ist so reitzend und einnehmend, daß sie auch die Weisen verblendet. Nur ihre Augen sind blöde, und können nichts weniger, als den Glanz der Sonne vertragen. Dieses ist die Ursache, warum sie solche mit einem zarten Bande zu bedecken pfleget. So schön und reitzend sie auch gestaltet ist: so siehet man doch leicht, daß es ihr an Witz und Klugheit mangelt. Man muß sie also mehr durch allerhand kleine Thorheiten und Tändeleyen, als durch ein vernünftiges und erhabenes Wesen, zu gewinnen suchen. Ihre blose Fantasien beherrschen ihren Verstand: sie ist eiffersüchtig auf ihre Freyheit, und will sich durchaus nichts vorschreiben lassen.

Kaum hatte die Fee dem Lycon den Unterricht gegeben: so erschien die Göttin. Sie erblickte den Lycon, und fragte: wer er wäre: Lycon machte vor ihr einige lustige Capriolen, und sang, dabey unter dem Thone einer schnarrenden Leyer, eine Paar schlechte Buhlerlieder

der

der phrygischen Schäfer. Die Göttin fand beydes die Music und die Gedancken davon so unvergleichlich, daß sie alsobald befahl, dem Lycon alle die Vortheile einzuräumen, welche die Grosen an ihrem Hofe zu geniesen haben. Sie machte ihn zu einer wircklichen Staats-Excellenz, und lies ihm, nebst vielen Schätzen, auch einen grosen auf Pergament geschriebenen Brief ausfertigen, worauf geschrieben stund, daß Lycon von dem Hercules abstammete. So bald hatte Lycon nicht diesen Brief, nebst einer Menge des geschmolzenen Sandes aus dem Pactolus, * welche die Göttin ihme reichen lies, so hielten ihn alle Leute für einen Abstämling der Götter. Man verhrte seine Titel, seine Ahnen, seine Verdienste, seine Reichthümer, und sezte ihn allenthalben oben an.

Der Sohn des Hirten Caranus wurde also ein groser Herr. Geld und Güter, und Ehre und Pracht und Herrlichkeit: alles dieses fand sich bey ihm im Ueberfluße. Nur eines fehlete ihm noch, und dieses konte ihme das Glück nicht geben, nemlich das Vergnügen.

* Dieses war ein Fluß in Carien, welcher bey den Alten, wegen seines Goldsandes berühmt war, welche ihn auch Chrysorrhoa nanten. Crösus soll daraus seine meisten Reichthümer bekommen haben. S. Strabo L. XIII.

Den glücklichen Lycon drückte bald die Last seiner Reichthümer: sie machten ihm so viele Sorgen, so viele Zerstreuungen, und so vielerley Verdruß, daß er öfters in etlichen Tagen kaum einen Augenblick mehr übrig hatte, an sich selbst, vielweniger an die Annehmlichkeiten seiner Muse, zu gedencken. Von Morgends bis Abends wurde er von allerhand Leuten überlaufen. Wolte er ausfahren, so verfolgte ihn ein Trupp von Unglückseligen, die seine Hülfe und Barmherzigkeit anflehe-ten. In seinen Vorzimmern hielt ihn stets ein Schwarm von Höflingen belagert; theils wolten sie ihm die Aufwartung machen, theils ihre Noth klagen, theils aber seine Handlungen und Absichten ausforschen.

Kaum dachte er nach einer unruhigen Nacht ein wenig der Morgen-Ruh zu geniesen, so hörete er schon das leise Knarren einer sanft aufgehenden Thüre, durch welche der Kopf eines Aufwärters sich steckte, um zu sehen, ob er noch nicht erwachet sey. Regte er sich ein wenig, so trat derselbe näher zu seinem Bettgezelte, berichtete, was die Glocke geschlagen, und wie viele Menschen seiner in dem Vorgemache warteten. Bey dem Ankleiden muste er das Anbringen seiner Bedienten und Hausgenossen anhören. Der eine rechtfertige seine Mißhandlungen, der andere klagte über ein Unrecht, das man ihm erwie-

erwiesen hätte, der dritte buhlete um einen Dienst. Stracks wurden Federn und Diente herbeygebracht, dieses zu unterschreiben, und jenes auszufertigen. Kaum hatte er noch so viel Zeit, mit seinen Bedienten und Pächtern zu reden, um ihnen neue Befehle zu ertheilen, oder ihre Rechnungen anzusehen.

Endlich brachen die Thüren auf, und der von Glück und Hoheit geplagte Lycon erschien in seinem Vorsaale. Alles regte sich darinn; alles beugte sich vor ihm. Dieses hies man an dem Hofe zu Sardis die Aufwartung machen. Hier muste sich Lycon freundlich gebehrden, es mochte ihm um das Herze sein oder nicht. Bald hatte dieser, bald jener etwas anzubringen. Den einen speiste er mit leeren Worten und Versprechungen ab; den andern verwies er zur Geduld; den dritten lies er Vorschläge thun, welche er doch wieder vergas, so bald er den vierdten anhören muste.

Schienen die Sachen von einiger Wichtigkeit, so verwies er solche ins Cabinet. Dieses war ein Zimmer, wo die Herrschsucht, der Eigennutz und der Neid sich mit einigen Staats-Räthen versamleten, und allerhand Ueberlegungen machten, das menschliche Geschlecht zu beunruhigen, um die Macht der Göttin des Glückes allenthalben auszubrei-

 ten,

ten, und alle Schicksale der Völcker ihren Absichten zu unterwerfen. Diese Rathschläge wurden öfters mit solchem Nachdrucke ausgeführet, daß man ihnen zu Ehren das Blut von hundert tausend Menschen dabey aufopferte. Man nennete dieses die Rechte der Hoheit, und danckte denen Göttern, wenn dergleichen wichtige Anschläge und Mördereyen wohl von statten giengen.

Bey seiner Tafel fand Lycon einen Ueberfluß an den niedlichsten Speisen und köstlichen Geträncken; Allein, sein Magen war verdorben; er konte wenig davon geniesen. Er speiste aus Gewohnheit, und tranck zu Ehren des Bachus, um die Mühseligkeiten der Reichthümer zu vergessen. Er stund selten von der Tafel auf, daß er nicht solte einige Beschwerlichkeiten empfunden haben. Er suchte deswegen öfters der Nachmittags-Ruhe auf einem weich mit Sammet und Gold beschlagenem Sessel zu geniesen. Allein, die aufsteigende Dünste der Speisen und Geträncke, womit er sich angefüllet hatte, so wohl, als die gauckelnde Bilder, die dadurch in seinem Gehirne rege gemacht waren, gestatten ihm nicht die süsen Empfindungen eines sanften Schlafes.

Zur Abendszeit muste er sich in einer grosen Gesellschaft reich aufgepuzter Menschen zeigen. Man

Man betrachtete hier alle seinen Mienen und Gebehrden. Er spürete dabey nichts, als Zwang und Unruhe; keine Stellung war frey und natürlich. Er war beständig, wie auf einer Schaubühne, um gewisse Rollen zu spielen, die er so gut, als auswendig, lernen muste. Hier sagte man sich einander Dinge, an welche man nicht gedachte, und zeigte ganz andere Neigungen, als man hatte. Lycon sah die verächtlichsten Menschen, die er ehren muste, weil sie die Göttin des Glückes erhoben hatte; da er im Gegentheile dadurch seinem Range etwas vergab, wenn er sich mit tugendhaften Leuten, die keinen Reichthum, keine Titel und keine Ahnen hatten, in Freundschaft einlassen wolte.

Sehet hier alle mögliche Gaben, womit die erhabene Göttin des Glückes ihre Günstliche zu verherrlichen pflegt. Lycon empfand die Menge seiner Vorzüge und Reichthümer mit einer Unruhe, die ihn zerstreuete, und mit unendlichen Sorgen erfüllete. Er verlohr darüber sein aufgeräumtes Wesen, seinen muntern Scherz, und seine zuvor gehabte glückliche Einfälle. Er war misvergnügt mitten unter dem Genuße alles dessen, was man in der Welt gros und glücklich nennet. Er sehnete sich nach ruhigen Stunden, und wünschete sich öfters wieder nach den stillen Triften der phrygischen Schäfer.

In diesen hin und her irrenden Gedancken verfügete sich Lycon einmahls nach den geheiligten Gebüschen der Diana. Er gieng darinnen auf und nieder: Bald schien er seine Schritte zu verdoppeln, bald stund er ein wenig still, schlung die Aerme in einander, und sah starr vor sich hin; bald schlug er die Augen gen Himmel empor und seufzete: Unschätzbare Weisheit! rief er bey sich aus, warum bin ich nicht deinen erhabenen Lehren gefolget? Warum bin ich nicht in dem niedrigen Stande meines Vaters des Caranus geblieben? Warum habe ich nach hohen Dingen gestrebet? Wie wenig können die Menschen doch die wahre Güter, welche ihr Leben unschuldig und glückselig machen? Die feurige Triebe des Apollo, und die Annehmlichkeiten der castalischen Musen haben meinen Geist aufgebracht; ich wurde hochmüthig, weil ich in ihren Künsten unterrichtet war. Die Wissenschaften sind eine allzustarcke Nahrung des Hochmuths, als daß man dabey mit einem gemeinen Glücke sich bescheiden könte. Man entdecket die Schwachheiten und Fehler anderer Menschen; man siehet über sie hinaus; man gewinnet eine Hochachtung für sich selbst, und ist eifersichtig, wenn andere unsere Vorzüge nicht erkennen und verehren wollen. Man sucht deswegen durch grose Unternehmungen sich hervor zu thun, und sich einen hohen Ruhm zu erwerben.

ben. Dieser Ruhm kostet uns unsere Freyheit, unsere Ruhe und alle Annehmlichkeiten dieses Lebens. Nur der Weise allein kennet von unserem flüchtigen Leben den wahren Werth. Er macht sich solches zu Nutzen, und suchet sich, auf den Flügeln der schnell vorbeystreichenden Zeit, bis in die Ewigkeit zu schwingen. Solche Weisen findet man selten bey Hofe, wo alles übertrieben, und mit Schein und Blendwerck und Hochmuth angefüllet ist. Die Grosen wissen nichts von den Annehmlichkeiten dieses Lebens, weil sie weder die Unschuld noch Einfalt kennen; wo aber diese mangeln, da mangelt auch das Vergnügen, und wo man nicht vergnüget ist, was nutzen da alle Güter?

Nach diesen Betrachtungen überfiel den Lycon ein starcker Schlaf. Alles, was ihm bisher begegnet war, kam ihm darin als ein Traum vor. Er erwachte und sah sich auf einmahl in den anmuthigsten Gefildern von Thessalien. Hier begegnete ihm eine Frau von göttlicher Gestalt. Aus ihren Augen strahlete ein Blick von Freundlichkeit und Liebe: ihre Gebehrden waren holdselig und majestätisch: ihren Leib umschlung ein zart-gewircktes Gewand, welches so weis, wie der Schnee, und so weich, wie die zarteste Wolle war. Lycon erkante sie sogleich für die Göttin der Tugend. Er neigete sich vor der-

 selben

selben mit der grösten Ehrerbietung. In der That kan man die Tugend nicht sehen, ohne sie zu verehren.

Wer du auch bist, o Fremdling! redete sie den Lycon an, so bemercke ich, daß dir ein sonderbares Anliegen das Herze drücket. Was hat dich in diese stillen Triften gebracht?

Erhabene Göttin! antwortete Lycon, deine durchforschende Augen entdecken den heimlichen Kummer, der mich naget. Vergeblich suche ich dir solchen zu verbergen. Ich bin Lycon, ein Diener an dem Hofe der Göttin des Glückes. Ich bin daselbst bis auf den höchsten Gipfel, der Ehre und Reichthümer gestiegen ist. Allein mein Misvergnügen wuchs mit meiner Erhebung; meine Begierden wurden mehr gereitzet, als vergnüget. Ich wünsche deswegen mein Leben in Ruhe, und in der glückseligen Unschuld eines Schülers der Weisheit hinzubringen.

Wenn du so gedenckest, mein Freund! antwortete die Göttin: so will ich dich zu Menschen bringen, welche dir darzu den Weg zeigen sollen. Sie faßte darauf den Lycon bey der Hand, und führete ihn in das geheiligte Thal des grosen Pan: der Caistrus, dessen Ufer die Schwanen belebten, durchfloß dasselbe

selbe mit schlänglenden Zügen, und belebete gleichsam durch sein sanftes Rauschen die stille Einöde dieses andächtigen Orts. Ein dunckeler Wald bedeckete mit immer sich empor hebenden Hügeln, das daran stosende lustige Gefilde, wo ein steter Frühling alle Gattungen von Blumen und Früchten hervor brachte: Die zarte Lämmer weydeten auf diesen fetten Auen, und hüpfeten für Freuden über den Genuß der freygebigen Natur.

Die Göttin der Tugend führete hier den Lycon zu dem Altar des grosen Pan. Dieses war der erhabene Name derjenigen Gottheit, worunter man die Seele der Welt, oder deutlicher zu reden, den Schöpfer und Erhalter aller geschaffenen Dinge verehrete. Die Hirten, welche hier wohneten, waren zugleich die Priester dieses heiligen Tempels.

Ihre Wohnungen hatten nichts reiches, nichts prächtiges. Sie glänzeten weder von Gold noch von Porphyr; Die einfältige Natur hatte allein ihre Annehmlichkeiten in der Verbindung mit der Ordnung und Reinlichkeit hier ausgelassen, welche zusammen diesen kleinen Gebäuden ein überaus reitzendes Ansehen gaben. Eine jede Wohnung hatte, bey dem Eingange, einen mit grünen Wasen belegten Hof, wo in der Mitte ein springendes Wasser in einen Kumpen von Alabaster aus-

sprudelte, und durch sein raschelndes Gethö- ne die tiefe Stille dieses Auffenthalts unter- brach. Eine Reihe hochgezogener Buchen bedeckten von beyden Seiten den Hof und das Haus. Hier vermengete die Nachtigall ihre reitzende Kehle mit dem süsen Thönen der anderen Vögel, die gleichsam mit abwech- selnden Chören die Herrlichkeit und Allmacht des grosen Schopfer besangen, und die Men- schen zu gleichen Pflichten aufforderten.

Auf der einen Seite zeigte sich eine kleine Meyerey von allerhand zahmen Thieren, wel- che zu den Opfern gebraucht wurden. Auf der anderen Seite aber sahe man verschiedene Gattungen von allerhand Geflügel. Ein Garten von Lorbeeren, Feigen und Pome- ranzen-Bäumen umschloß von hinten die ge- mächliche Wohnung der Hirten.

Lycon betrachtete alle diese natürlichen Schön- heiten mit entzückender Verwunderung. O Reichthümer der Natur! rief er dabey aus, wie weit übertrift euer Werth die Pracht der Höfe und die Herrlichkeit der Grosen!

Ein Greis, den so wohl die Jahre, als eine langwierige Erfahrung ehrwürdig ge- macht hatte, kam hier dem Lycon entgegen; so alt er auch war, so lebhaft funckelte noch das Licht in seinen Augen. Seine Sitten

waren

waren liebreich und angenehm, und sein Geist zeigte noch bey ihm die Munterkeit einer frohen Jugend.

Ich komme, ehrwürdiger Greis! redete Lycon denselben an, von dem Hofe der Göttin des Glückes. Die Tugend hat mich hieher gebracht, um mich in diesem der Gottheit geheiligten Hayne in den Lehren der Weisheit unterrichten zu lassen.

Die falsche Einbildungen, sagte hierauf der Alte, welche man sich von dem Glücke macht, verführet die meisten Sterblichen. Der Mensch ist zu weit edelern Dingen geschaffen, als daß er blos den sinnlichen Lüsten und Begierden sein Leben aufopferen solte. Er ist ein verständiges Geschöpfe, und zur Unsterblichkeit geboren. Es können ihn deswegen auch nur solche Dinge vergnügen und in Ruhe setzen, welche sich auf eine so grose Bestimmung beziehen. Du must, o Fremdling! das allmächtige Wesen, den grosen Schöpfer erkennen und lieben lernen: darum must du dich auch befleissen in seine Absichten einzugehen. Du must auch trachten ihn andern bekant zu machen, und durch dein eigenes Exempel dasjenige bewähren, was du wilst, daß andere glauben sollen. Darin bestehet der Vorzug eines vernünftigen Menschen, der einen Weisen abgeben will.

Wir

Wir verehren hier, fuhr der Alte fort, die einzige wahre Gottheit, und verabscheuen alle Arten der Abgötterey und des Aberglaubens: Was bey unsern Nachbaren Jupiter, Cybelle und Diana heisset, das nennen wir Pan. Es ist nur ein GOTT und eine Wahrheit: Wir verbinden mit dieser Erkentnis alle Pflichten, alle Tugenden und alle Wissenschaften der Menschen. Unsere Nachbarn beschützen uns, weil wir ihnen alle Freundschaft und alle Gefälligkeit erzeigen; und weder nach ihrer Macht, noch nach ihren Gütern streben. Wir begnügen uns an den blosen Gaben der Natur, welche wir durch unsere eigene Hände, der Nothdurft und der Bequemlichkeit nach, uns zu verschaffen suchen. Wir wissen nichts von Kauffen und Vertauschen. Was wir haben ist alles gemeinschaftlich. Wir achten keine Schätze, welche die Begierden der Menschen entzünden, den Geitz erregen, und der Rauberey ausgesetzet sind. Wir nähren einige Thiere, zur Bezeigung unserer Liebe zu allen Geschöpfen, die Leben und Odem haben. Wir bewunderen darinn, wie in allen Dingen die Weisheit, Allmacht und Güte des grosen Schöpfers; wir schätzen solche nach den Graden der Vollkommenheiten, die ihnen aus der Hand des Allmächtigen ertheilet werden.

Warum opfert ihr aber, unterbrach hier Lycon,

Lycon die Rede des Priesters, dieser liebreichen Gottheit geschlachtete Thiere, und bespritzet gleichsam euere Hände mit dem Blute lebendiger Geschöpfe? Wer macht die Menschen doch so grausam, daß sie den GOTT des Lebens durch den Todt solcher Wesen, denen er, wie uns, einen lebendigen Adem gegeben hat, zu verehren vermeynen? Was haben wir für ein Recht, dasjenige zu tödten, was er lebendig haben will?

Dieser Gebrauch, antwortete der alte Priester, ist allen Völckern gemein. Er gründet sich auf eine fast durchgängig angenommene alte Ueberlieferung, daß GOtt vormahls einem heiligen Manne erschienen sey, und befohlen habe, ihm dergleichen Opfer von den Früchten des Feldes, und von zahmen Thieren zu bringen. Wir wissen davon weder die eigentliche Ursache, noch die Bedeutung; wir glauben aber, daß es uns nicht zukomme, einem so allgemeinen Gebrauche der Völcker zu widersprechen, weil er einen göttlichen Befehl zum Grunde haben, und auf eine gewisse Weissagung sich beziehen soll. Wir haften im übrigen bey unserem Gottesdienste an keinen äuserlichen Ceremonien, sondern halten das Gesetz allein für heilig; wobey wir dennoch stets unsere Ergebenheit an GOtt, und dasjenige, was wir in Betrachtung eines so liebreichen Wesens empfinden, durch unsere

verei-

vereinigten Gebeter und Lobgesänge auszudrucken beflissen sind. Wir betrachten die Gottheit, als ein selbstständiges Wesen, als den Ursprung alles Guten, als die Quelle aller Weisheit, und als die Liebe selbst. Dieses Wesen, welches wir Pan, und unsere Nachbarn Jupiter nennen, halten wir, nach der Lehre des Orpheus, für das erhabenste und älteste von allem Wesen, welches alles, was sichtbar und unsichtbar ist, hervor gebracht hat; alles mit Licht und Leben durchdringet, die Ordnung im Kleinen und Grosen beständig fortsetzet, und in einem steten Zusammenhang zu seinen weisen Absichten hinlencket.

Lycon hörete dem munteren Greise mit einer entzückenden Bewunderung von göttlichen Dingen reden. Sie waren ihm zwar nicht unbekant: allein er hatte solche noch nie mit behöriger Betrachtung so lebhaft eingesehen. Eine zerstreuete Unachtsamkeit, und die Menge eiteler Geschäfte hatten bey ihm den Eindruck dieser reinen Erkentnis GOttes gehindert.

Ich habe längst, sprach er, in meiner Brust den einzigen wahren GOtt, nach den Lehrsätzen der alten Hierophanten, verehret. Die erhabene Weisheit des Zoroasters und des Orpheus sind in den Schulen der Pierischen Musen nicht unbekant; allein das herrschende

schende Ansehen der hochmüthigen Priester, und die Fabeln der ausschweiffenden Poeten haben die Erkentnis göttlicher Wahrheiten in die äuserste Verwirrung gesezt, und das schöne Licht der Vernunft, das den Geist der Menschen erleuchtet, unbrauchbar gemacht. Lycon bat deswegen die würdigsten Priester des grosen Pan, ihn in ihre Gesellschaft aufzunehmen, und noch weiter in den göttlichen Wissenschaften der Chaldäer, Perser und Egypter, welche ihre Nachbarn die Griechen bey ihnen gelernet haben, gründlich zu unterrichten.

Als nun Lycon einige Jahre an diesem Orte in dem steten Umgange der weisesten Männer zugebracht hatte, nahete er sich wieder seinem Vaterlande, in der Absicht, seinen Mitbürgern die erlangten Erkentnisse und Wissenschaften mitzutheilen.

Die Freude des alten Caranus, seinen Sohn wieder zu sehen, war ungemein: Allein seine übrigen Verwandten empfiengen ihn mit einer verächtlichen Kaltsinnigkeit. Die rohen Sitten der Phrygier hatten in dieser Gegend sich wenig noch geändert. Lycon verfertigte die schönsten Lieder; er sang unter dem erhabenen Thone seiner Leyer, das Lob der Gottheit, und die Glückseligkeit der Tugend. Man hörete ihm zu, man rühmte seine Gesänge,

und

und den süsen Klang seiner Saiten. Dieses war alles: Die Phrygier bleiben noch immer träge, wohllüstig, aberglaubisch, niederträchtig, mit einem Wort, phrygisch.

Endlich starb Caranus der Vater des Lycon, und hinterlies ein groses Gut. Seine Heerden waren die zahlreichsten die auf den fetten Triften des Mäanders weideten. Seine Felder trugen im Ueberfluße allerhand Getrayde und Saamen. In seinen Gärten, welche er auf den nechst gelegenen Hügeln angebauet hatte, wuchsen die schönste Cedern, die köstlichsten Oehle, und die süsesten Weine.

Caranus hatte viele Kinder; diese wolten nicht so wohl die hinterlassenen Güter ihres Vaters unter sich theilen, als rauben; die Töchter aber solten sich, nach dem Phrygischen Gebrauche, ihren Brautschatz durch ihre unzüchtige Buhlereyen erwerben.

Lycon war der älteste unter den Söhnen; ihm gebührete die Auswahl der Güter; die meisten Schäfer schlugen sich auf seine Seite, und es schien unter den Söhnen des Caranus ein heftiger Krieg zu entstehen.

Lycon lies darauf deswegen seine Geschwister und Verwandten zusammen kommen: O ihr Kinder des frommen Caranus! sprach er

er zu ihnen mit einer erhabenen Stimme: Glaubet nicht, daß euch unser Vater, der so sorgfältig in seinem Leben um euren Wohlstand besorget war, euch seine Güter deswegen hinterlassen habe, um euch nach seinem Tode unglücklich zu machen. Ist es nicht besser, es begnüge sich ein jeder mit demjenigen Erbtheile, das die Richter der Dindymenischen Cibele ihme zu erkennen werden? Ich schencke hiemit denenjenigen, die sich mit diesem Ausspruche begnügen, den ganzen Antheil von meiner Erbschaft, und behalte mir nichts weiter vor, als einen Garten auf den Celänischen Hügeln, wo die rauschende Fluten dieses Strohmes sich in die anmuthige Thäler des Möanders ergiesen.

Alle Anwesende geriethen über diese grosmüthige Erklärung des Lycon in eine tiefe Verwunderung. Die Phrygier waren auf nichts begieriger, als auf Schätze und Reichthümer; und hier fand sich ein Mensch, der solche aus Liebe zum Frieden, mit ruhigem Herzen, seinen Geschwistern überlies. Dieses Exempel, das mit einer schnellen Macht in ihre Gemüther drang, verursachte bey ihnen ein gewisses Nachdencken, das vorher noch nie ihre Sinnen gerühret hatte. Wie! sprachen sie unter einander: Lycon verachtet die Güter, die wir mit so vieler Mühe und Sorgfalt zu erwerben trachten? Gibt es

 dann

dann noch andere, welche die Menschen erfreuen und glücklich machen können?

Hier sah Lycon seine Landsleute auf derjenigen Spur, welche er längst bey ihnen zu entdecken gewünschet hatte. Er suchte sich dieses kostbaren Zeitblicks zu ihrem Vortheile zu bedienen. O ihr Phrygier! sprach er zu ihnen, wisset ihr nicht, daß man von euch saget, ihr würdet nie klug, als wenn es zu spät wär? Wie lange wolt ihr noch diesen gerechten Vorwurf von euren witzigen Nachbaren zu eurer Beschimpfung anhören? Erkennet doch einmahl, daß ihr bisher euern Verstand nur allein zu eurem Verderben, und zur Vermehrung eurer Plagen habt anzuwenden pflegen. Der grose Pan hat euch ein herrliches Land eingeräumet. Die anmuthigsten Gewässer durchströmen eure fruchtbare Gefilder, und eure Heerden weyden längst ihren fetten Ufern bis über den Bauch im Grase. Eure Hügel sind mit Oehlbäumen und Cedern bedecket, und in euren Thälern wächset ein Ueberfluß der köstlichsten Früchte, welche um so viel mehr eure Weichlichkeit und eure Wohllust nähren, weil ihr nicht nöthig habt, sie mit schwerer Hand zu bauen. Die Gebirge tragen einen herrlichen Wein, der aber, an statt euch zum Dienste der Gottheit aufzumuntern, und euch mit neuen Kräften zu beleben, von euch zu den schnödesten

sten Lastern gemisbrauchet wird. Die Erde ist mit Blumen und Gewürzen, und die Luft mit wohlriechenden Dünsten, die euch entgegen hauchen, angefüllet. Der Himmel selbst schencket euch seine gedeylichsten Einflüsse, und die besten Witterungen; dennoch wird dadurch eure Danckbarkeit nicht rege gemacht. Euer Geist schwinget sich niemahls empor, um den Ursprung aller dieser Reichthümer und Güter zu erkennen. Ihr fraget nicht einmahl, von welcher Hand sie kommen, und welche Regeln der Ordnung ihr zu beobachten habt, um derselben würdig zu geniesen. O möchtet ihr diejenige Gottheit erkennen, die alles durch Weisheit regieret, und, durch eine nie erschöpfte Allmacht, erhält. Diese Erkentnis würde euch die grose Bestimmung erklären, warum wir hier in dieser Welt leben, und welche Pflichten wir zu beobachten haben, wenn wir als vernünftige Geschöpfe den Schöpfer preisen, und glückselig seyn wollen.

Die Rede würde bey denen aberglaubischen Phrygiern keinen Eindruck gemacht haben, wenn nicht das erhabene Bezeigen des Lycon ihrem Gemüthe diejenige Aufschlüsse gegeben hätte, welche die uns Menschen angeschaffene Triebe zum Vergnügen am ersten erwecken können.

Lycon begnügte sich mit den einfältigsten Gaben der freygebigen Natur. Er sprach mit allen Menschen auf eine gütige und einnehmende Art. Wo Streit und Zanck sich unter den Nachbarn erhub, da lief man, an statt die Waffen zu ergreifen, zu ihm, und machte ihn zum Schieds-Richter. Er hemte bey den zuchtlosen Festen der Cybele die rasende Ausschweiffungen des Volcks und der gemeinen Priester. Man schämte sich in der Gegenwart eines so weisen Mannes unkeusch, unmässig und viehisch zu sein. Wie! meynet ihr, sprach er bey dergleichen Umständen, das höchste und reineste Wesen durch den Greuel aller Lastern und Unfläthereyen zu verehren?

Der Aberglaube ist allezeit eine Tochter der Unwissenheit und der Blödsinnigkeit gewesen. Kein Volck war demselben mehr ergeben, als die Phrygier. Sie musten entweder Schläge fühlen, oder durch ihre Pfaffen geschrecket werden. Dieses war eine elende Sittenlehre, und das sicherste Mittel die Menschen in einer viehischen Dumheit und Fühllosigkeit zu erhalten. Lycon hatte demnach etwas schweres unternommen, indem er seine Landsleute durch die Erkentnis des göttlichen Wesens, nach denen daraus folgenden Pflichten, suchete vernünftig und gesittet zu machen.

Wie gros aber ist nicht die Macht der Exempel? Diese vermögen mehr, als alle Vernunft-Lehren und Gesetze. Das leichte und stets gleichförmige Wesen des Lycon: seine Tugend, seine Frömmigkeit, seine Grosmuth rührten alle Menschen.

Die unverschämte Coribanten, so hiesen die Phrygische Pfaffen, verloren, nach und nach allen Glauben. Man kam hinter ihre Lügen und Betrügereyen, nachdem man die Wahrheit und den Lycon liebgewann. Man spottete über ihre andächtige Gauckeleyen; Man sah nicht mehr das Bildnis der Cybele, im Triumphe herumtragen, und ihre tolle Priester bey diesen schandlosen Festen, aus einer rasenden Entzückung, ihre Leiber mit Messern zerfetzen. Man lernte das wahre von dem falschen unterscheiden, und durch den richtigen Gebrauch der Vernunft das Gute von dem Bösen unterscheiden.

Die beglückte Hirten der thessalischen Fluren besangen das Lob der Allmacht, und frolockten von der Tyranney des Aberglaubens und der Pfaffen frey zu sein. Die Weisesten unter den Priestern eiferten für die Wahrheit, und verfluchten die Abgötterey. Sie richteten dem Pan zu Ehren einen Tempel auf. Der Dienst der Cybele aber, als der vermeynten Mutter der Götter, wurde völlig

abgeschaft, weil er die Menschen zu den aller unsinnigsten Begriffen einer erzeugten Gottheit verleitete.

Lycon, als ein Priester des Pan, wurde nicht allein zum Vorsteher des neuen Tempels, sondern auch des hohen Raths geweh-let. Die Wissenschaften kamen unter ihm empor. Die Phrygier verlohren ihre rohe Sitten; sie wurden gerecht, leutselig, mäßsig, vernünftig, und Anbeter des wahren GOttes.

Lycon genoß einer lang fortdaurenden Glückseligkeit; er begnügte sich allein mit den Gaben der einfältigen Natur: Alle unordentliche Leidenschaften, die den Menschen beunruhigen, und ins Verderben stürzen, hatten nicht die geringste Macht über sein Herz. Er gelangte zu den Jahren des höchsten Alters, und wurde, da er starb, in die Wohnungen der seligen Geister aufgenommen, welche die liebreiche Gottheit denjenigen bestimmet hat, die nach seinen Gesetzen in reiner Unschuld und Aufrichtigkeit zu leben sich befleissen.

Vermischte

Vermischte
Gedichte
Zweyter Abschnitt.

I. C. Back inv. del. et sc. Ob. Rath.

Die rechte Art der Liebe
bey einer Vermählung.

Cantata.

Sylvander. Amyntas.

Aria.

Sylv. Edle Freyheit, süses Leben,
Dir will ich mich ganz ergeben!
Amors eingebildte Macht
Bleibet stets von mir veracht;
Weil ein ungebundnes Wesen,
Das sich die Vernunft erlesen,
Stets bey neuer Unschuld lacht.
Edle Freyheit, süses Leben,
Dir will ich mich ganz ergeben.

Amynt.

So will Sylvander allezeit
Das Lob der Freyheit nur besingen,

Sylv.

Nichts kan mir mehr Vergnügen bringen.

Amynt.

Doch gehst du nicht zu weit,
Wenn deine Eigensinnigkeit
Dich das zu fliehen will verleiten,
Was doch der Inbegrif von allen Süsigkeiten?
Ein holdes Aug, das reitzend spielt und lacht,
Hat dich noch nie gerührt, noch zärtlicher
gemacht?

Sylv.

Mich rührt kein schönes Angesicht;
Mein Herze kennt dergleichen Schwachheit
nicht.

Amynt.

Worzu ist uns das Herze dann gegeben,
Als daß es lieben soll, was liebens werth?
Je gröser nun das Herz, je mehr es auch begehrt,
Der Liebe Wirckung zu empfinden,
Und was es liebt, auch wieder zu verbinden.
Diß pfleget insgemein
Der grosen Seelen Trieb zu sein.

Aria.

Aria.

Sylv.

Ist das Schicksal groser Seelen
Sich zu quälen,
Und ein steter Sclav zu sein;
Will ich lieber mit den Kleinen
Mich vereinen
Und ein freyes Leben wehlen.

Amynt.

Hier, wo der stolze Mayn
Das schönste Ufer giest,
Und mit gelinden Wellen fliest:
Wo die Natur selbst scheint verliebt zu sein;
Wo Spiel und Scherz und bundvermengte
Reyhen,
Das jungvergnügte Volck erfreuen:
Wo alles reizt, gefällt und zärtlich macht;
Da wird der süste Trieb von dir veracht?
Fürwahr ein schlechtes Glück
Das sich in eckler Ruh verlieret,
Und kaum empfindt, noch einen Blick,
Von Lieb und Anmuth spüret.

Arioso a duetto.

Beyde:

Nein, nein: ich stimme nicht mit überein,
Die (Freyheit) / (Liebe) soll bey mir die Losung seyn.

Aria.

Aria.

Amynt.

Wunderbare Macht der Liebe!
Die durch unerforschte Triebe
Zweyer Herzen Regung bindt.
Da sich Wille, Geist und Leben,
Gleichsam sich von sich begeben,
Daß man, ungemeines Glücke!
Sie in des Geliebten Blicke
Desto schöner wieder findt.
Wunderbare Macht der Liebe!
Die durch unerforschte Triebe
Zweyer Seelen Regung bindt.

Sylv.

Du singest treflich schön
Von einer hier fast unbekanten Liebe.
Ich möchte wohl davon ein Beyspiel sehn!
Mich dünckt, die Sympathie, die nur allein
Die Losung gleichgesinnter Triebe
In zweyen Herzen pflegt zu sein,
Ist wohl im Ehestand
Am wenigsten bekant.

Amynt.

Wer kan darüber wohl die Liebe schelten,
Wann in der Freyerey
Die Thaler mehr, als Geist und Tugend gelten?

Wann

Wann hier ein Ehren-Amt, und dort die Fantasey
Von so und so viel Ahnen,
Den Weg zur Heyrat müssen bahnen?
Wann aber sich zwey kluggesinnte Seelen,
An Alter, Stand und Sitten gleich,
Einander selber wehlen,
Da wird die Liebe recht ein Himmelreich.

Aria.

Ich liebe die Triebe
Vernünftiger Liebe
Die Gleichheit gebiert.
Die Schönheit entzündet,
Auf Tugend sich gründet,
Und Klugheit regiert.
Ich liebe die Triebe
Vernünftiger Liebe
Die Gleichheit gebiert.

Sylv.

Hier solt ich wohl auch deiner Meynung sein;
Wie aber, wenn ein Theil allein
Unglücklich lieben muß?

Amynt.

Diß, wie mich dünckt, ist ein verkehrter Schluß,
Weil ohne Gegengunst man niemahls lieben muß.
Denn wer sich denckt, empfindlich zu betrüben,
Mag gegen sein Verhängnis lieben.

Arioso.

Arioso.

Hegt die Liebe Qual und Pein,
Wird die Schuld der Liebe nicht,
Sondern der Verliebten sein.

Der Liebe sichres Unterpfand
Ist Tugend und Verstand;
Wo dieses sich zur Liebe nicht gesellt,
Da ist ihr Thun ein albres Wesen,
Und Klugen in der Welt
Zum billigen Gedächtnis ausgestelt.
Wo aber sich gleich zarte Triebe weisen,
Da ist die Liebe erst zu preisen?

Arioso à duetto.

Amynt. und Sylv.

Hegt die Liebe Qual und Pein,
Wird die Schuld der Liebe nicht.
Sondern den Verliebten sein.

Amynt.

Beglückter Lapidor! du hast es wohl getroffen,
Dein Lieben stellt uns heut ein Beyspiel dar,
Wer so, wie du, hat ein stetes Glück zu hoffen:

Sylv.

So wird heut Lapidor getraut?

Amynt.

Amynt.

So ists; das gleich in sich verliebte Paar,
Wird heut vermählt geschaut.

Sylv.

Nun wird die Braut den rechten Stein der
Weisen,
An ihrem klugen Liebsten preisen;
Und er an ihr der Musen reines Wissen,
Mit doppelter Entzückung küssen.

Amynt.

Beglücktes Paar! So ist der Ehstand süs.
Du bauest dir ein irdisch Paradies.
Drum pflanz darin ein englisches Geschlecht,
Daß deiner Tugend Schildereyen
Die späte Nachwelt mög erfreuen;
Diß wünscht ein dir ergebner Knecht.

Sylv.

Wohlan, ich stimm mit überein,
Es soll ein Wunsch das End der Lieder sein.

Aria.

Tutti.

Lacht, liebet und scherzet, glückselige Beyde!
Entzückende Freuden ergötzen die Brust.
Nichts störe die Liebe, nichts kräncke die
Lust.

Des

Des gütigen Himmels liebreichester Segen
Belebe das Glücke
Und treibe zurücke,
Und störe, was eurem Vergnügen entgegen.
Lacht, liebet und scherzet, glückselige Beyde!
Entzückende Liebe ergötze die Brust.

Das à L'hombre Spiel in einer Cantata

in einem zweyen Verlobten zu Ehren angestelten Concerte.

Damon, Pythias, Sylvander.

Arioso.

Sylvander.

Beliebtes L'hombre Spiel,
Du bleibest mein Vergnügen.

Soll ich ein Spiel des blinden Glückes sein?
So trift es hier auch billig ein,
Ich suche spielend dich, o Glücke! zu besiegen.

Arioso.

Beliebtes L'hombre Spiel,
Du bleibest mein Vergnügen.

Damon,

Damon und Sylv. zugleich.

Remise! Remise!

Pythias.

Trois Matadors cinquiéme! das uns zu viel,
Sylvander geh, mit deinem Singen
Hast du mich drum gebracht.

Sylv.

Warum gibt man nicht mehr aufs Spiel,
Als auf mein Singen acht.

Damon.

Es scheint das Spiel euch wenig Lust zu
bringen.
Und Pythias, als er verlor,
Hat ganz gewiß an Doris mehr gedacht,
Als an die Matador.

Aria.

Vergeblich, ihr verliebte Geister,
Verstelt ihr eures Herzens-Grund.
Euer tiefes Athem holen,
Eure Blicke, die verstolen,
Eure Wangen, Stirn und Mund,
Machen bald die Wahrheit kund,
Daß die Liebe euer Meister.
Vergeblich, ihr verliebten Geister,
Verstelt ihr eures Herzens-Grund.

Pythias.

Kein Schmerz ist diesem zu vergleichen,
Als wenn man lieben muß und schweigen.

Aria.

Kehre wieder zu dem Herzen,
Edle Freyheit, süse Ruh.
Eitel Kummer, Qual und Schmerzen
Ziehet uns die Liebe zu.
Kehre wieder zu dem Herzen,
Edle Freyheit, süse Ruh.

Damon.

Die Liebe gleicht sehr viel
Dem L'hombre Spiel;
Wo man mit guten Carten
Zeit und Gelegenheit hat abzuwarten.
Die Entrée tauget nicht,
Wann es an Matador gebricht.
Was die Spadille in dem Spiel,
Das ist die Tugend in der Liebe.
Doch diese gilt allein nicht viel.
Der zweyte Matador heißt Geld und Güter;
Denn ohne diesen starckem Thon
Singt man der Tugend schlechte Lieder.
Ein jeder bleibt davon
Und denckt: Hier ist der Beutel leer.
Je suis Votre serviteur.
Der dritte Matador
Komt mir, als wie die Schönheit vor;

Mit der allein nichts auszurichten;
Denn ist ihr Glanz mit Tugend oder Geld
Nicht allzuwohl gesellt,
So läßt sichs wohl drauf gute Verse dichten,
Und klinget herrlich in der Poesie;
Allein im Stand verliebter Ehen,
Macht öfters nur ihr freundlich Sehen,
Dem guten Mann noch Jalousie.

Aria.

Sylv.

Ein liebes Kind mit Matadoren
Ist aller junger Leute Sinn.
Will sich ein Freyer glücklich wissen,
So muß er ja nicht oben hin
Auf diese Dinge seyn beflissen:
Sonst wird ihm in dem Ehestand
Die rechte Bête zuerkant.
Ein liebes Kind mit Matadoren
Ist aller jungen Leute Sinn.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Das Vergnügen der Gleichgültigkeit im Namen eines Music liebenden Frauenzimmers.

Cantata.

Aria.

Süse Ruh, vergnügter Seelen,
Nim mir Geist und Leben ein.
Gönne dem zufriednen Herzen,
Stets der Freyheit Lust und Scherzen:
Laß von Amors falschen Schein
Meine Brust entfernet sein.
Süse Ruh, vergnügter Seelen,
Nim mir Geist und Leben ein.

Doch wie! soll ich dann ganz gleichgültig sein?
Ein Herze das sich edel nennet,
Und Anmuth, Witz und Tugend kennet,
Wird, wie man sagt, auch insgemein
Weit mehr empfindlich noch, als andre sein.
Was Liebenswürdiges zu lieben,
Hat uns der Himmel ja selbst vorgeschrieben.

Doch halt!
Ich werd zu weit geführet.
Gedancken weicht:
Vielleicht;
Wollt ihr, um meine Ruh zu stören,
Mich nur dergleichen Dinge lehren.

Aria.

Nein, ich will und mag nicht lieben.
Höflich und gleichgültig sein,
Ehrt die Tugend, schüzt die Herzen,
Und vergnüget ungemein;
Lieben aber macht Betrüben.
Nein, ich will und mag nicht lieben.

Annehmlichste Music! ich stelle mir
Zwar oft die gröste Leidenschaft
Bey deiner Thöne Zauberkraft
Bewegt, mitleidend für.
Und mach dadurch, daß andre das empfinden,
Was mich nicht selbst vermag zu binden.
Bald reizt die zartgestimte Kehle,
Und flehet die geliebte Seele,
Um Gegengunst und Mitleid an. *
Bald eifert sie, und mischt so viel sie kan,
Die Thöne . . verwirrt . . unter einander.

* Dieses und die folgende sind gewisse Cantaten welche das Frauenzimmer öfters zu singe pflegte.

Bald schmeichelt sie und spricht,
Von zweyer Augen schönem Licht;
Bald hat des Herzens-Wunsch schon eingetroffen;
Bald heißt es noch ein leeres Hoffen.
Und also sing ich wohl von Lieben viel,
Doch ist es nur ein bloses Saitenspiel,
Davon der Klang, so bald er wird gespüret,
Auch wieder sich verliehret.

Aria.

Spielet sanft, ihr holde Saiten,
Nicht zur Liebe, nein, zur Ruh,
Meine Stimm soll euch begleiten,
Ich hör euch, ihr hört mir zu.
Nichts stört unsrer Lieder Chören,
Wo die Freyheit sich läßt hören.
Spielet sanft, ihr holden Saiten,
Nicht zur Liebe, nein, zur Ruh.

Die Träume.

Cantata.

Aria.

Beliebte Nächte, danckle Schatten,
Umhüllet mich mit eurem Flor.

Zieht mich durch einen süsen Schlummer
Aus meines Herzens tiefen Kummer,
Und stellet mir mein Glücke vor.
Beliebte Nächte, dunckle Schatten,
Umhüllet mich mit eurem Flor.

Ich träume ... süse Lust!
Was machst du mir bewust?
Geliebte ... wie! bist du es nicht?
Dein schöner Mund der mit mir spricht,
Entreisset mich mir selbst, und scheint mir bald das Leben
Zu nehmen und zu geben.
Du reichest mir die Hand
Zum süsen Unterpfand.
Was mehr? Dein Herz ... zu viel ... ich träume ...
Ich träume nicht ....
Wer klopft? Wer weckt mich auf?
Wer stöhret meines Glückes Lauf?
Verhaßtes Licht,
Du stellst dich nur zu meiner Unruh ein.
Ach könt ich wachend doch ein Träumer sein!

Aria.

Allzu angenehme Stunden!
Wo seyd ihr hin? verschwunden.
Schliese Morpheus, schliese wieder,
Meiner Augen Schlafelieder,

Komm, geliebte Phantasey,
Treib der Sonnen Rad zurücke;
Bringe mir das rare Glücke,
Von der schönsten Liebe bey.
Allzu angenehme Stunden!
Wo seyd ihr hin? verschwunden.

Cantata
Auf eine Vermählung.

Aria.

Fort, fort, ich muß eilen.
Das Posthorn schalle.
Die Peitsche knalle.
Fahr ohnverweilen
Fort, fort, ich muß eilen.

Nur sacht! man reist nicht so geschwind.
Schrie hier ein Freund dem Reisenden entgegen.
Man sieht auch erst, wie andre pflegen,
Was schönes sich an unserm Ort befind.
Der muntre L . . . den Witz und Klugheit zieret,
Wurd bald durch diesen Unterricht gerühret.
Ihm war der Britten reiches Land,
Und auch der Franzen Pracht bekant.
Er gieng dahin,
Wo unsrer Jugend holde Schaaren
In ihrem Glanz beysammen waren.

Ein einz'ger Blick der schönen G . . . .
War schon genug die Reise aufzuschieben.
Er konte sie nicht sehn, ohn sie zu lieben.
Und da er sie an Tugend und Verstand
Bewunderswürdig fand;
So kont er auch nicht ruhn,
Ihr seine Neigung kund zu thun.

Aria.

Sprecht ihr Augen
Und entdecket meine Pein.
Mischt in euren zarten Schein
Alle die Verborgenheiten,
Wodurch sich die Geister leiten,
Last sie hier geschäftig sein.
Sprecht ihr Augen
Und entdecket meine Pein.

Die zarte Regungen der Liebe,
Sind wie der Kinder ihre Triebe;
Sie schwätzen stets und lermen auch dabey.
Die erste Plauderey,
Denn Liebe kan nicht schweigen,
Pflegt sich, ich weis nicht wie,
Durch Blicke nur zu zeigen:
Im Auge sizt ihr Geist, hier spielt, hier redet sie.
Die Schöne merckte bald den Brand
Den ihrer Augen Glut so schnell entzündet:
Ihr wurd dadurch der Liebe Macht bekant.

Wie! sprach sie, was ist das so meine Brust
empfindet?
Vergnügen, Unruh, Sehnsucht, Schmerzen,
Die herrschen wechsels weiß in meinem Herzen.
L . . . schmeichelt mir: Er seufzt:
Ist dieses Liebe? Nein.
Vielleicht ists Höflichkeit, vielleicht ein bloser
Schein.
Wer saget mir, wie ich es soll verstehn?
Sie rührte drauf der Saiten zarten Klang,
Darunter sie selbst diese Worte sang:

Aria.

Sage mir, gerührtes Herze,
Sage mir, wo denckst du hin?
Soll ich Lieben? Soll ich meiden?
Soll ich fliehen? Soll ich leiden?
Wohin lencket mich dein Sinn?
Sage mir, gerührtes Herze,
Sage mir, wo denckst du hin?

Was nun die Liebe selbst hat ausgedacht,
Das wurd von ihr auch bald zu Stand ge-
bracht.
Man kant von beyden Seiten,
Und von sehr langen Zeiten
Der Häuser Ansehn, Glück und Stand,
Drum kont es auch der Liebe hier nicht fehlen.
Der Ehstand muste sie beseelen,
Durch ein getreu und unauflöslich Band.

Diß

Diß macht uns heut ein angenehmes Feste;
Drum auf, zum Wünschen auf, ihr frohen Gäste.

Aria.

Himmel becröne mit Wonne und Glücke
Dieses dir geweihte Paar.
Laß der theuren Eltern Segen
Sich um ihre Scheitel legen,
Mache, was wir wünschen wahr.
Menge selbst in ihrer Liebe
Deiner Weisheit reine Triebe,
Mehr der L . . . altes Haus,
Lasse dieses Paar sich schildern
In vortreflich schönen Bildern,
Setze sie zum Segen aus.
Himmel becröne mit Wonne und Glücke
Dieses dir geweihte Paar.

Lobspruch

Lobspruch der edlen Silvia.

Dum tacet clamat, facies venusta
Dum negat, poscit, dolor est desertus
An loqui frustra prohibebis illam
muta perorat.
Lyr. Baldut.

Streit, Schönen, wie ihr wollt um Reitz und Witz und Gaben,
Es wird doch Silvia bey euch den Vorzug haben.
An ihr hat die Natur ihr Meisterstück gemacht,
Und sie mit reicher Kunst ans Tageslicht gebracht.

Will ich allein von ihr und ihrer Schönheit sagen,
So will mein Herz dabey auch, was es fühlet, klagen;
Und ihre Tugenden, die könten fast allein,
Durch ihre Wirckungen bey mir, beschrieben sein.
Man wird durch ihre Macht zum Guten angetrieben,
So bald man sie nur sieht, muß man das Gute lieben.

Und da ich meinen Kiel zu ihrem Lobe richt,
So ist das Herz allein, was in mir denckt
und spricht.

Die Augen sind an ihr im ersten Blick zu
preisen,
Weil sie des Geistes Macht in ihrem Zirckel
weisen.
Ihr bloser Winck befiehlt, ihr Ansehn nimt
uns ein,
Und kônt bey Sylvien statt einer Sprache sein.
Man kan hier aus dem Licht zwey schöner Au-
gen lesen,
Der Unschuld reinen Trieb, der Tugend zar-
tes Wesen,
Und ein, ich weis nicht was, das uns be-
wegt und zwingt,
Und mit verborgner Macht um unsre Freyheit
bringt.
Ich untersteh mich nicht, dir meine Noth zu
melden,
Du würdest Sylvia dergleichen Frevel schelten.
Doch Schöne, zürne nicht, ob selbst erregter
Pein,
Es schickt sich nicht für dich, wann du wollst
grausam sein.

Ich komm auf deinen Mund, wo Witz und
Klugheit scherzen,
Und wo die Wahrheit spricht aus einem edlen
Herzen,

Er ist verführisch schön; und wenn er freundlich lacht,
So wird man starck gereizt, doch niemahls kühn gemacht.

Was meld ich ferner noch von Stirne, Nas und Kien,
Der Wangen stolze Pracht . . . Ich werf die Feder hin.
Die Schönheit läßt sich nicht in abgetheilten Bildern,
Wie im Zusammenhang vereinter Züge schildern.
Das Ganze macht den Glanz in einem Angesicht,
Und was noch mehr, der Geist, der aus der Bildung spricht.

Die Zucht, die Sittsamkeit, die englische Gebehrden,
Die können nicht geschäzt, und nicht beschrieben werden.
Sie sind ein Wunderwerck der gütigen Natur:
Sie herrschen wo sie sind, und zeigen sich doch nur.

Jedoch dein edler Geist ist höher noch zu schätzen,
Als alles, was an dir die Augen kan ergötzen.
Die Weisheit bildet ihn, spricht dann dein schöner Mund,

So

So macht er uns Verstand und Witz und
Klugheit kund.
Wer dich nun sieht und hört, und sich doch
nicht verliebet,
Der ist am Geiste schwach und wenig noch
geübet
In Sachen die der Ruhm durch Zärtlichkeit
beschliest;
Dein Knecht ist stolz darauf, daß er empfind-
lich ist.

Kein Frauenzimmer ist, das besser weis zu leben,
Daß allein, was sie thut, mehr Anmuth weis
zu geben;
Das, wenn es spielt und singt, sich mehr be-
wundern macht,
Und reitzender erröth, wenn man ihr Lobsprüch
sagt.
Sie läßt sich nicht so bald hier in Gesellschaft
sehen,
So sieht man eine Meng vor ihr entzückend
stehen,
Die theils ganz wie vergaft in ihre Schönheit
sind,
Theils aber durch durch den Geist der sich in
ihr befind,
Weit heftiger gerührt, mit ganz verwirrten
Trieben
Nicht wissen, was an ihr am ersten sey zu
lieben.

Doch

Doch ihre Demuth ist des grösten Ruhmes
werth,
Weil sie, was sie verdient am wenigsten be-
gehrt.
Sie macht nichts aus ihr selbst, und wird
wohl gar verletzet,
Wenn man, wie ihr gebiehrt, sie über andre
setzet.
Ja, wann die Redekunst sich oft bey ihr
verliehrt,
Wird ihre Demuth nur um so viel mehr ge-
spührt.

Doch solte Sylvia bey allen ihren Gaben,
Nicht, andern Menschen gleich, auch ihre Feh-
ler haben.
Vollkomne Sylvia! ach wär es doch allhier,
Daß eine Zärtlichkeit der Fehler wär bey dir.
Vielleicht hätt ich davon das meiste wohl zu
hoffen;
Wo hast du solchen mehr, als bey mir ange-
troffen?
Die Gleichheit von Gemüth hegt wunder
seltne Kraft,
Sie fühlet gleichen Trieb, und gleiche Lei-
denschaft.
Doch, schmeichelhafter Wahn! diß kan hier
nicht geschehen:
Ich müst, wie Sylvia, aus gleichen Augen
sehen.

Ich müst, so wohl an Glück, als Tugend ungemein,
Klug, reitzend, voller Geist, ja gar ein Engel sein.
Hier will mir, Sylvia, fast alle Hofnung schwinden,
Wo wirst du, Schöne, doch dergleichen Menschen finden?
Ich kenne keinen nicht, und fürchte dieses nur,
Daß du, so wie man pflegt, nur der gemeinen Spur,
Im Lieben folgen mögst, und dich dereinst bequemen,
Ein Mann von schlechtem Werth mit dir ins Bett zu nehmen.
Was fühl ich, Schönste! hier? ich zittre um dein Glücke,
Ich seh den blassen Neid mit einem schielen Blicke.
Du bist zu reich, zu schön; Du bist zu liebenswerth,
Man suchet dich . . . es schweigt mein Herz das dich verehrt.

Betrogene Liebe.

Montanor ist verliebt in Doris reiche Schätzen,
Und sucht sich durch Geschenck in ihre Gunst zu setzen.

Sie nimt sie willig auf, was deutet dieses an,
Als daß er ihre Gunst dargegen hoffen kan.
Doch sie sind beyderseits auf gleiche Art betrogen,
Er ist nur ihrem Geld, sie, dem Geschenck gewogen.

Die glücklichste Neigungen.

Ein stets vergnügter Muth, ein immer gleicher Freund:
Die Weisheit die nicht schreckt, wann sie erhaben scheint:
Ein Buch das mich ergözt, indem es unterrichtet:
Was schönes das mich reizt, doch weiter nicht verpflichtet:
Feld, Malerey, Music ein wohlbeschrittnes Pferd,
Wer mehres noch verlangt, der ist nicht dieses werth.

Die kaltsinnige Braut.

Ein finstres Gesichte mit spreustigen Mienen,
Ein Auge das niemand noch freundlich geschienen,
Ein Mündgen im Umfang nicht eben gar klein,
Das dennoch von Hochmuth gefalten muß sein.

Kein

Kein holdes, kein süses, kein zärtliches Spielen,
Kein schmeichlend Liebkosen, kein sehnendes Fühlen,
Kein scherzendes Lächeln, kein Wörtgen, kein Blick,
Verkündigt dem Bräutgam ein gutes Geschick.
Sind dieses, o Himmel! der Liebe Gebehrden;
Wie werden sie erstlich im Ehestand werden?
Die Eltern die wollen die Kinder versorgen.
Die Hochzeit ist heute, die Liebe komt Morgen.
Die Eifersucht fichtet drum beyde nicht an;
Man gönnt ihm das Weibgen, dem Weibgen den Mann.

Auf eine ohne Ursache sich schminckende Schöne.

Bellinde, die sonst nur den Engeln zu vergleichen,
Die soll ihr Angesicht mit Farb und Schminck bestreichen.
Was mag von dieser That doch wohl die Ursach sein,
Ist sie nicht schön genug? Jedoch es fält mir ein,
Sie will aus Demuth nur der Tugend Glanz verstecken.
Und zu dem Ende sich mit einem Fehler decken.

Grabschrift eines Müßiggängers.

Hier liegt ein Edelmann begraben,
Die Zeit war seine gröste Pein:
Drum kont er länger nicht am Leben sein.
Wilst du, mein Wandersmann!
Von dem, was er gethan
Noch weiter Nachricht haben,
Er as, er tranck, er schlief und stunde wieder auf;
Diß ist sein ganzer Lebenslauf.

Der verlachte Neid.

Da wo der blasse Neid in seinem Spinnennest,
Das Herz sich hungrig nagt, und die verkahmte Gäst.
Mit Basilisken Milg, und Schlangen Schwänzen nähret,
Sich stetig selber frißt, und niemals doch verzehret;
Da wurde von dem Glück des Damons viel gesagt,
Es wurde selbst der Neid dadurch ganz aufgebracht.

Ich kan, sprach er voll Wuth, dergleichen nicht vertragen:
Auf Geister, schwarzer Nacht, auf Lügen, Lastrung, Plagen,
Stürmt auf den Frechen los. Halt ein, erboster Neid;
Rief ihm hier Damon zu! Entferne dich bey Zeit,
Denn sollt ich, wie ich hof, noch Doris Gunst gewinnen,
So kämest du gewiß darüber gar von Sinnen.

Auf ihre Unpäslichkeit.

Ist meine Schöne kranck, bin ich nicht zu beklagen?
Kaum, daß ich meine Noth ihr dachte vorzutragen,
So reißt ein Zufall mir die süse Hofnung ein,
Und will, daß da ich leid, noch soll mitleidend sein.
Du hast dich, schönes Kind! in mehr als zweyen Tagen,
Aus deinem Schlafgemach nicht einmal dürfsen wagen.
Bey dir darf jedermann der Leiden Ursprung wissen,
Und alles ist darin zu deiner Hülf beflissen.
Ich aber muß betrübt, was ich empfindt, verhölen,
Du bist beleidiget, will ich es dir erzehlen.

Jedoch aus Sympathie bist du nicht gar befreyt:
Du leidst auch etwas mit; nur mit dem Unterscheid,
Daß dir der Doctor hilft; mir aber ganz allein,
Durch dich, geliebtes Kind! nur kan geholfen sein.

Schäfer Ode.

1.)

Brecht ihr Seufzer durch die Lüfte,
Folget meiner Doris nach,
Folgt ihr in der stillen Trifte,
Wo sie bey dem klaren Bach,
Sich oft pfleget zu ergetzen,
Und ins Grase hin zu setzen.

2.)

Bringet ihr mein langes Leiden
Und mein zartes Lieben bey;
Sagt ihr, daß ich zu bescheiden
Und zu ehrerbietig sey,
Ihr die Regung und die Plagen
Meiner Liebe vorzutragen.

3.)

Küsset sie zum Angedencken,
Spielt um ihre Wangen her.
Solte sie ein Kuß auch kräcken,
Der von zarten Lüften wär?

O fürwahr, das gieng zu weite:
Ihr geschäh ja nichts zu leide.

4.)

Haben selbst doch ihre Blicke
Mich oft huldreich angelacht;
Aber ach, betrüglich Glücke!
Das mein Leiden gröser macht.
Allzuviel, um nicht zu leben,
Allzuwenig, Trost zu geben.

5.)

Könte mich doch Doris lieben,
Sonder Unruh, sonder Pein!
Ach ich litt bey solchen Trieben,
Auch um sie und gern allein.
Könt ich sie doch nur vergnügen!
Himmel, kanst du es nicht fügen?

La Raison d'accord avec l'amour.

Mistere de moncœur, trop rigoureux silence
Je romps de vos arrets l'éxtreme violence
Et vous apprens, Iris, sans user de detour,
Que moncœur sent pour Vous le plus parfait amour
Ne vous offensez point que d'un pareil langage
Je viens de mes ardeurs vous rendre ici l'hommage

Je vous aimois Iris, avant encore l'aisu
Si c'étoit pár foiblesse ou si c'étoit vertu.
Autant de qualités qui brillent dans votre ame
Autant de feux nouveaux pour augmenter ma flame
Et jamais je ne crois pareille passion
Fut plus sensible au cœur & méme à la raison.
Je ne me pique pas des choses trop profondes
Mais je n'en n'ai pas moins le meilleur gout du monde
Et si quelqu'un, Iris, le voudroit contester
Mon feu lamour pour vous le pourroit demontrer
Ah! puisse ici l'amour, ah! puisse la tendresse
Vous toucher votre cœur; on y verroit sans cesse
Beauté, merite, esprit, parfaittement aimé
Et reciproquement l'amour recompensé
Vous étes de mon sort maitresse souveraine,
Prononcez s'il se peut pour soulager ma peine:
Flatté d'un doux espoir & charmé de mes feux,
Moncœur vous aime trop pour étre malheureux.

(o)

Pour

Pour aimer il faut étre aimé.

Depuis long tems je vous estime
Et tout charmé de vos appas
Et de votre vertu sublime
Je voulois vous aimer, mais helas?
Etant tout prét à mé rendre,
L'amour me fit entendre,
Que sans retour on n'aime pas.

Sur la grande Gallerie

de l'Ambassadeur d'Espagne Mr. le Comte de Montijo 1741.

Quel nouveau pays de Cocagne
S'eleve là au bord du Mayn?
Est ce d'un Philosophe vain
Le doux sejour à la Campagne?
Non trêve à la philosophie;
Car c'est tout autre chose ici:
On bâtit des chateaux d'Espagne.

A un Souverain

qui addressoit quelques vers à l'auteur.

Vous faites trop de cas de mes petits ecrits
Seigneur, je me connois; mais je me sens épris,

D'avoir rencontré Vos pensées.
Vous m'accordez Vôtre amitié;
Mais loin de toute vanité
Je me refuse à ces idées.
Car mon bonheur s'énfuit dés qu'il vient de paroitre
On cherche en vain l'ami où l'on rencontre un Maitre.

Le passetems frivole.

Vivitur ingenio cætera mortis erunt.

Chacun à sa façon se divertit, s'amuse,
Et come fatigué d'un tems peu precieux
Nous pressons son depart, nous inventons des jeux,
Des ennuians momens triste & frivole excuse.
C'est ainsi que nos jours s'écoulent ici bas.
Le tems est un fardeau qui pese à chaque pas;
Pendant, o fol erreur! On palit, on frisonne,
Dés que la Parce prêt pour exaucer nos voeux
Tranche d'un coup fatal des jours si malheureux.
Que jamais mon esprit à l'ennui s'abandonne,
Je sens que mes desirs vont à l'éternité,
Et je rens grace à Dieu de leur activité.
Charmans & beaux esprits, dont l'admirable veine,
Asu avir les coeurs de neuf soeurs d'Apollon;
Etude! aimable étude! douce occupation.

Tu

Tu rens mes jours heureux & ſoulageant mes
peines
Je jouis des biens preſens avec tranquillité,
Pour former mon eſprit à l'immortalité.

La Cour.

Auream quis quis mediocritatem
Diligit tutus caret obſoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
ſobrius aula.

Horat.

Preſomtueux Mortel, infortuné Octave,
D'un Prince debauché Miniſtre & grand
Eſclave;
Te voilà d'ans le rang des premiers à la cour
Où ton illuſtre ſort va briller á ſon tour.
On voit regner par tout richeſſe & abondance
Ton train eſt leſte & beau, & ta magnificence.
Repond à la ſplendeur d'un ſort tout eminent;
Mais apres tout, Octave, en es tú plus content?
De mille mouvemens ton ame combattue,
Tu crains les envieux qui s'offrent à ta vue.
Tu vois d'un oeil timide un peuple allarmé,
Chargé de tant d'impots de mille maux preſſé.
Qui

Qui dans son desespoir te fait passer pour
traitre,
Te nomme son tyran, pour menager le maitre.
Heureux si ma Raison par ton état frappé
A tout ambition ait enfin renoncé.
C'est aux petits esprits aux ames du vulgaire
De chercher à la cour de quoi se satisfaire.
Jamais un cœur bien né n'apris la passion,
De chercher la grandeur dans la sujettion.
Festins, plaisirs, honneurs, laquais, trains,
équipages,
Vous ne meritez pas més soins & mes homages.
Un homme prevenu pour les grandeurs des
Rois,
Dedaigne la raison, renonce à tous ses droits,
Et par ambition se mêt dans l'esclavage.
Aimable liberté, seul bien d'un homme sage.
Que ton paisible sort dans un état privé,
Est digne de nos soins & d'être recherché.
Mon choix est decidé. Heureux, qui dans
sa vie,
De la retraitte enfin peut prendre la partie;
Où loin des courtisans il goûte la douceur,
Que la vertu toujours fait ressentir au cœur.

Der wahre Ruhm.

Wie wenig schätzbar ist der Hoheit armes
Leben.
Vergebens hilft das Glück, daß Gunst und
Würde heben.

Ein

Ein kleiner Geist bleibt klein auch bey dem grösten Pracht,
Und Reichthum hat noch nie die Thoren klug gemacht.
Der Hochmuth geht durch sich und eignen Stolz verloren,
Und freye Tugend ist nicht für den Hof geboren.
Freund, den die Weisheit schätzt, und eigner Adel hebet,
Der als ein Weiser denckt, und als ein Burger lebet.
Den ich so sehr verehr, als ich Verdienste lieb,
Ich fühle, so wie du, der Freyheit edlen Trieb;
Belach mit dir den Wahn, wo man mit stolzen Schritten,
Pflegt um ein Ehrenamt verächtlich klein zu bitten.
Dein Name zieret dich, und du dein Vaterland,
Und beyde machen dich und deinen Ruhm bekant.
Ich lobe nicht das Glück das dich vor andern hebet,
Noch deinen muntern Witz, der deinen Geist belebet.
Ich lob nicht deinen Vers, der sinnreich, fliessend, schön,
Noch aller Künste Stärck, die sich hier lässet sehn.
Ich lobe nicht die Huld der angenehmen Sitten,

Die fast macht jederman um deine Freund-
schaft bitten.
Was mich bewundernd rührt, ist dein be-
scheidner Geist,
Wann du, was du auch thust, nur Kleinig-
keiten heist.
Der Tugend hoher Trieb geht nach Vollkom-
menheiten;
Demüthig und doch starck die Laster zu bestrei-
ten.
Sie selbst ist wider sich mit Grosmuth auf-
gesezt,
Und wird am zärtlichsten durch einen Fehl
verlezt;
Sie hasset ihren Ruhm, und um ihn zu ver-
dienen,
Hat ihr noch nichts zu gros, noch treflich
gnug geschienen.
Ich sehe öfters auch so, wie du hier, gethan,
Mich und mein eitles Thun mit strengem Rich-
ten an.
Allein, ich schwöre dir, ich muß mich drüber
schämen,
Und wolte gerne dir nur deine Fehler nehmen.
Ist dieses Eigenlieb, auf die dein Eifer schilt,
Wie, daß aus ihrem Trieb so vieles Gute
quillt?
Ich werde ja dadurch zur Tugend angetrieben,
Und diese reitzet mich, dich destomehr zu lieben.
Ich fühl in meiner Brust, Trieb, Eifer,
Leidenschaft,

Die

Die für das Gute brennt, doch Nachdruck fehlt und Kraft.
Ach gönne, daß um nicht den Muth hierzu verlieren,
Das wenig Gute noch mag deine Freundschaft rühren.
Die Tugend nähret sich durch gleichgesinnten Trieb,
Und wer Verdienste schäzt, der hat gewiß dich lieb.
Der Jahre Lenz ist hin, und unsre frohe Saiten
Die höret man nicht mehr der Doris Ruhm begleiten.
Weit andre Sorgen sind uns beyden zugewand,
Dich dringet nun das Wohl für unser Vaterland.
Ich kan zwar nicht, wie du, durch Aemter, gutes stiften,
Doch bin ich auch nicht träg auf meinen stillen Triften,
Wo ich die Thoren meid, und in gelaßner Ruh
Nur Leute ehren darf, die würdig sind, wie du.

Trost im Leiden.

Kracht die Luft mit Donnerschlägen,
Blizt das Wetter auf dich los.
Ist dir Welt und Glück entgegen?
Lege dich dem HErrn in Schos.

Du

Du wirst bey ihm Rettung finden,
Er gebeut ja Sturm und Winden.

Sieh! es legt sich bald das Wetter:
Luft und Himmel heitern sich.
GOttes Hand ist dein Erretter,
Und sein Auge decket dich.
Der acht kein erboßtes Stürmen,
Den der HERR pflegt zu beschirmen.

Wer kan stets in Ruhe leben?
Wem wird nicht die böse Welt
Wiederwärtigkeiten geben?
Wer hat dich so hoch gestellt,
Daß du nicht die schlimmen Zeiten
Andern Menschen gleich willst leiden?

Selbst die allergröste Geister
Die der Weisheit Ruhm erhebt,
Sind sie ihres Glückes Meister?
Niemand, der auf Erden lebt,
Kan bey immer gleichen Tagen,
Sich der Leidens-Macht entschlagen.

Ich bin ja nicht ohne Mängel,
Und verdiene Straf und Zucht.
Ja es werden selbst die Engel,
Wann sie fehlen, heimgesucht.
Wie sollt ich mich noch beklagen,
Wenn ich Schuld und Straf muß tragen.

Kehre wieder in die Stille,
Du mein aufgebrachtes Herz:
Ehre deines Schöpfers Wille,
Und vermehre nicht den Schmerz,
Durch ein allzu herbes Grämen,
Dessen sich die Christen schämen.

Sich dem HErren übergeben,
Beugsam, still, demüthig, klein,
Und der Unschuld sich bestreben:
Sieh, diß heisset glaubig seyn.
Lerne diß, so wird das Leiden
Dir selbst Muth und Trost bereiten.

Ueber die Worte:

Wo sollen wir hingehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.

Joh. 15, 4.

Wir suchen in entlegnen Gründen,
Was wir in unserm Herzen finden.
Hier ist des HErrn geweihter Ort.
Was lauffen wir nach fremden Schaaren,
Die uns vergebens offenbaren.
Der HErr ist hier, der HErr ist dort.
Er selbsten ist des Lebens Wort.

HErr! schenck uns dich, das höchste Gut.
Nichts kan den trägen Geist erheben,
Als wenn man durch des Glaubens Leben
Dich liebt, und deinen Willen thut.

Die Empfindlichkeit.

Peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit;
Mandata quæ fortius urget imperiosa quies.

Claud.

Trübes Leiden zarter Seelen,
Die sich in Gedancken quälen.
So viel Neigung, so viel Pein:
Glücklich, wer in allen Fällen,
Sich der Ruh kan zugesellen,
Und bey sich zufrieden seyn.

Will man unter Menschen leben,
Muß man wissen nachzugeben,
Zu empfindlich tauget nicht.
Fehler, Menschen, Sitten, Zeiten,
Können keine Tadler leiden.
Klug ist der, den nichts anficht.

Weicht indessen, weicht von hinnen,
Grillen, die ihr nur die Sinnen
In die Trauer-Nacht versenckt.
Da der Meister des Geschickes,
Bey der Schiffart meines Glückes,
Selbst das Steuer-Ruder lenckt.

Der

Der Neid.

Ille non habet qui nihil ex magnis rebus habuerit, aut nihil feliciter gesserit; nam sola miseria caret invidia. *Valer. Maxim. Lib. IV.*

Die Grosmut ist der Tugend wahres Leben,
Sie kan sich selbst aus allem Druck erheben.
Das Glücke spielt mit unsrer Zärtlichkeit,
Und mit dem Glück der Wechsel dieser Zeit.
Auf Sonnenschein folgt Sturm und Regen,
Und stille Luft auf Donnerschlägen.
Drum fasse dich; Der Neid stürmt auf dich los.
Was fürchtest du? Stell dich demselben blos,
Und wünsche nicht von ihm befreyt zu leben.
Wollst du dann wohl des Guten dich begeben?
O schöner Ruhm! wär ich doch deiner werth:
Die Tugend nur hat stets den Neid empört.
Zuviel für mich. Solt ich mich drüber grämen,
Und ihm verhöhnt sein altes Recht benehmen?
Ach kont ich nur! treff hier mein Wünschen ein,
An Weisheit reich, noch seiner würdig sein.

An Madame G. . .

Bey Ueberschickung des Racinischen Wercks von der Religion.

Wer edel denckt und spricht, und edel weis zu leben,
Den pflegt der Himmel auch durch Weisheit zu erheben.
Die Weisheit bleibet stets der Tugend zugethan,
Und unser wahres Glück fängt mit derselben an.
Wohl dem, der, edle Frau, wie du dis Glück gefunden;
Ich schätz den hohen Witz, der sich mit dir verbunden.
Du zeigest mit Vernunft in deiner Lebenart,
Wir schön die Tugend sich mit Glück und Ehre paart.
Soll dein erhabner Wunsch dir weiter noch gelingen:
So must du deinen Geist bis zu den Sternen schwingen.
Das ist der grose Zweck den dieses Buch uns zeigt.
Bleib deinem Diener hold, der dir es überreicht.

Einige Gedancken
nach
dem Französischen
des Herrn Racine.

Der Mensch.

Betracht ich dich, o Mensch! den so viel Schönes ziert;
So seh ich, wie dein Blick dich in die Höhe führt.
Das Aug steht himmelwerts. Die Seele läßt ihr Wesen,
Auf deinem Angesicht mit klaren Zügen lesen.
Die Freude spielt und lacht mit einem frohen Schein,
Und bey der Traurigkeit sieht alles finster drein.
Vergebens sucht sich hier die Falschheit zu verstellen;
Die Stirn verräth gar bald den tückischen Gesellen.
Der Grimm entflamt das Aug; Haß, Mißgunst, Leiden, Noth,
Verbleichen die Gestalt; Schamhaftigkeit macht roth;
Verachtung senckt das Aug, und sanft gebrochne Blicke

Entwafnen Zorn und Wuth, und bringen Gunst zurücke.
Des Herzens bange Furcht schreckt, eh der Mund noch spricht,
Die Züge sind entstellt, das blasse Angesicht,
Ruft alles schnell um Hülf. Welch eine Menge Sachen,
Die hier so klein, so zart, sich dennoch kenntbar machen?
Hier zeichnet die Natur und ihre Schilderey,
Bringt durch der Nerven Meng, uns alle Vorwürff bey:
Indem ein Fäsergen das andere beweget,
Und so den zarten Druck in das Gehirne präget.
Unzehlichs Fadenspiel! zerbrechliches Gespinst,
Wie unbegreiflich fein und wichtig ist dein Dienst?
Hier ist der Bilder Schatz, den mein Gedächtnis heget,
Woraus ich alles nehm, was ich hinein geleget.
Hier sind die Geister stets auf meinen Winck bereit;
Wann ich ein Zeichen geb, regt mit Behändigkeit
Die Seel ihr kleines Haus. Ein hurtiges Bemühen
Kan der Gedancken Spiel im Cörper nach sich ziehen.
Verborgnes Hausgesind, wer zeiget mir wohl an,

Wie sich ein solcher Dienst in mir verrichten
kan?
Ich fühl, wie meinen Leib ein warmes Blut
erfüllet,
Das durch den steten Trieb der Adern Gän-
ge schwillet,
Das Herz empfängt diß Naß mit abgemeß-
nem Lauf,
Durchspielt den Lebenssaft, und leit ihn ab
und auf.
Nachdem der Nervengeist der Flächsen Men-
ge reget,
Nach dem wird jedes Glied am Cörper auch
beweget.
Der Adern Oefnung ist so künstlich zubereit,
Daß sie, was unrein ist, zurück hält und
vermeidt.
Weil nun die Feuchtigkeit der Säfte sich ver-
zehret;
So wird sie stetigst auch durch neue Säft ge-
nähret.
Bin ichs, der hier Gesetz und Trieb und
Ordnung macht?
Wird nicht, auch ohne mich, das gantze
Werck vollbracht?
Ich spüre kaum davon ein ungeprüftes Dencken,
Doch dieses ist genug, sich tiefer einzusencken.
Ich seh, daß jedes Ding durch Weisheit
wird regiert,
Und daß die Ordnung mich zum HERRN
der Dinge führt.

Die Tugend.

O edler Tugendtrieb! wie ruhig kan man sein,
Wenn man sich dir ergiebt. Es quälet Reu und Pein,
Der lasterhaften Seel, wann du zufrieden lebest,
Und dich mit deinem Geist bis zu den Sternen hebest.
Die Ehre kan sich nur an deinem Werth ergötzen,
Und deine Hoheit ist, der Werth von deinen Schätzen.

Die Unsterblichkeit.

Ich dencke, schönes Licht! was kan mich dencken machen?
Dergleichen Wirckſamkeit belebt nicht grobe Sachen.
Ich sehe hier weit mehr: Des Cörpers Eigenschaft
Ist nicht allein das Gut, worauf mein Wesen haft.
Der Seelen Wunder Kraft schärft die erhabne Sinnen;
Ich spür in meiner Brust ein geistliches Beginnen.

Mich lenckt ein eigner Trieb, durch Willen und Verstand,
Verschlungen mit dem Leib, durch ein besondres Band.
Des Cörpers Theile sind mit Fleisch und Blut vermenget,
Womit der Gottheit Hauch, die Seel zusammen hänget.
Sie regen sich zugleich, und werden nicht getrennt,
Als bis des Todtes Macht die zarte Freundschaft endt.
Sie pflegen gleiche Lust und gleiche Noth zu spüren:
Die Seele muß den Leib, als wie ihr Haus regieren.
Doch wenn das schwache Haus von Schmerzen wird versehrt:
So wird dadurch zugleich der Seelen Macht gestöhrt.
Wie wann sich auf der See ein wilder Sturm erhebet,
Und ein gescheitert Schiff ohn Mast und Seegel schwebet;
Der Steuermann verzagt das Ruder von sich stößt,
Schif, Ladung und sich selbst den Wellen überläßt,
Und in den Grund versinckt; so leidet unser Leben,

Auch

Auch Schifbruch in der Welt; doch wird die Seel darneben,
Nicht wie des Cörpers Bau, dem Todte zugesellt:
Das Band zerreisset nur das sie zusammen hält.
Ein einfach reines Ding kan nicht zertheilet werden:
Die Cörper nur allein verwesen in der Erden.
Was sag ich; jeder Leib, den hier das Grab verschlingt,
Wird darum nicht zunicht; Was aus dem Moder dringt,
Verdünstet in der Luft; Des Cörpers Theile schwinden,
Um sich auf andre Art aufs neue zu verbinden.
Die häusliche Natur schliest alles in sich ein;
In ihrem Zirckel-Lauf kan nichts verlohren seyn.
Leb unter Rauch und Dampf: Bau Oefen, distillire,
Verkehrter Alchymist! zieh ab, zertheil, filtrire.
Ruf Trisgemistens Geist bey deinem Tiegel an,
Sieh, ob hier deine Kunst etwas vernichten kan?
Der Cörper Salz verfliegt, du wirst es nicht verzehren;
Wer solches hat gemacht, der läst es immer währen.
Wird nun kein Körngen Salz mit aller Macht vernicht:
Vielweniger vergeht, was in mir denckt und spricht.

Wir thun kaum einen Schritt in diesem kurzen Leben.
So sucht die Seele sich in Freyheit zu begeben.
Der Leib kehrt in den Staub, daraus er vormahls kam;
Der Geist flieht in die Höh, wo er den Ursprung nahm.
Erhabenes Geschlecht! aus GOttes Geist entglommen,
Wo woltst du sonsten hin, als wieder zu ihm kommen?
Dein Geist der führet dich selbst zu der Gottheit hin,
Und der Gedancken Spur streicht über allen Sinn.
Wer hat dergleichen Trieb und Neigung uns gegeben?
Gehn unsre Wünsche nicht noch weiter, als dis Leben?
Die Nacht, darin die Zeit mich zu verschlingen droht,
Die schrecket mich noch mehr, als meines Cörpers Todt.
Ich seh den stolzen Sinn auf alle Weis beflissen,
Mich im Gedächtnis noch der künft'gen Zeit zu wissen.
Ich will verewigt sein, und diese Neigung leit
Mich selber auf die Spur von der Unsterblichkeit.

Ein Gut das mir entgeht, das kan mich nicht
vergnügen,
Es muß was Göttliches zu meinem Wunsch
sich fügen.
Warum doch hättest du mich, HERR!
hervor gebracht,
Wann du kein besser Glück mir hättest zuge-
gedacht?
Wann ich vergebens hof ein unvergänglich
Leben,
Warum giebst du ein Hertz, um stets dar-
nach zu streben?
Wann ich in dieser Welt die Bosheit in der
Höh,
Die Unschuld unterdruckt des Laster Herrschen
seh;
Pflegt mein beklemmter Muth sich zu dir hin-
zukehren,
Und diese Unordnung will mich zum Troste
lehren,
Daß weil du sie erlaubst, du auch zu seiner Zeit
Dem Recht verschaffen wirst, der jezo drunter
leidt.

Die Thorheit der Weltweisen.

Wie ist die Weisheit doch selbst unter
Weisen rar,
Haß, Neid und Eiffersucht zertrennen ihre
Schaar.

Der Menschen Thorheit giebt dem Heracliten
Zähren,
Darüber Democrit dem Lachen nicht kan weh-
ren.
Wißt ihr für unsre Noth dann keinen bes-
sern Rath,
So seyd ihr Weisen nur zum Schein, nicht
in der That.
Was saget Democrit, Einsiedler bey den Lei-
chen?
Die Theilgen irreten in ungemeßnen Reichen;
Sie fehlten in dem Lauf auf ihrer weiten
Bahn,
Hart, zackigt stiesen sie eins an das andre an;
Vereinet ohne Müh kam die Natur ins Wesen,
Das Aug hat vor der Stirn die Stelle sich
erlesen;
Der Arm fand oben sich am Cörper angeheft,
Der Fus trieb auf der Erd sein regendes Ge-
schäft.
So war der Welt ihr Seyn von selbst, frey,
ungezwungen,
Auf einmahl, wie dem Geist die Denckens-
Kraft gelungen.
O weiser Hypocrat! wo dich noch Ehre kan,
So wohl als Mitleid rühren, curir den armen
Mann.
Der Thales macht das Naß zum Ursprung
aller Dingen,
Anaximenes will die Luft in Vorschlag brin-
gen.

Der

Der Greiner * hat die Ehr dem Feuer zugedacht,
Dieweil es, wie er spricht, den Trieb hervorgebracht.
Pyrrho fand nichts gewiß, um Irrthum zu vermeiden,
Lies er sich blos allein durch seinen Zweiffel leiten.
Er weis nicht ob er todt, ob er lebendig ist,
Ob er spatzieren geht, ob er die Augen schliest?
Das allerdumste Thier, wann Sturm und Wetter krachen,
Das ist so klug, als er. Sind diß nicht schöne Sachen?
Du seltsam weiser Geck, was machst du dort im Faß
Mit deinem Bettelsack; Ists Hochmuth oder Spaß?
Ich kan mit deiner Leucht dich Diogen nicht leiden,
Und wann du Menschen suchst, muß ich dich Thoren meiden;
Wie lange blickst du noch der Sternen Schönheit an,
Zeug mir Anaxagor, wer solche schaffen kan?
Wie! welche süse Stimm bezaubert meine Ohren,
Ich hör den Epicur, der nur zur Lust gebohren.

Wie

* Heraclyt.

Wie weichlich schläfet sichs in seinen Gärten
ein,
Wie glücklich würden wir bey solchen Weisen
sein?
Ja, geht nur, eilt, geschwind, ihr Kinder
dieser Erden,
Die kurze Lebensfrist muß bald genossen wer-
den.
Die Parcen schneiden schon den lezten Faden ab,
Und eh ihrs euch verseht, bedeckt euch schon
ein Grab.
Doch, was erblick ich hier? Welch finsteres
Gesichte,
Entdeckt mit blassem Ernst ein neues Lehrge-
dichte?
Du Zeno schreckest mich. Ich hör dich zit-
ternd an,
Weil ich nicht gleich, wie du, in Schmerzen
lachen kan.
Daß Schmerz ein Uebel sey, das will ich lie-
ber glauben,
Eh ich mich durch die Gicht laß auf die Fol-
ter schrauben.
Ich komm mit Freuden jezt in Platons wei-
se Schul,
Hier seh ich mich entfernt von Zeno düstern
Pful.
Was aber wird mich hier der grose Plato
lehren,

Sein Meister * läst sich selbst, daß er nichts
wisse, hören.
So zweiffelhaft als er, weils ihm an Grund
gebricht;
Er prüfet, denckt, macht Sätz, entscheidet
aber nicht.
Er zeigt mir hier und dar, der Weisheit rei-
ne Blicke,
Doch will ich näher gehn, so tritt er selbst
zurücke.
Sein Schüler Aristot, beneidt, verlässet ihn,
Er wandert nach Liece, und will mich mit sich
ziehn.
Doch darf vom künftigen ich ihn nicht vieles
fragen,
Es weis der grose Mann davon mir nichts
zu sagen.
Was nuzt uns Sittenlehr, und eitle Wis-
senschaft;
Wann uns der nahe Todt ohn allen Trost
hinraft?
Entfernet von dem Witz der überklugen Grie-
chen,
Erblick ich einen Gries der voll geheimer Zügen.
Ein geistlich Räthsel scheint. Du kommst,
spricht er, nicht um,
Wir wandern in der Welt nur immer so
herum.
So bald sich unser Leib von unsrer Seel ge-
trennet,

Wird

* Socrates.

Wird ihr ein andrer Leib zur Wohnung zu
erkennet.
Es tauschen Thier und Mensch durch Wech-
selsweise Fahrt,
Wir sterben nimmer nicht, wir ändern nur
die Art.
Heißt diß unsterblich sein, der Tugend Lohn
zu geben?
Ist das der Mühe werth, so rein, so streng
zu leben?
O Philosophen schweigt; denn eure Plauderey
Bringt statt der Wahrheit uns nur lauter
Träume bey.
Mit vieler Wörter Pracht wüst ihr doch nichts
zu sagen,
Ihr häuffet Sätz auf Sätz, und last den
Geist verzagen.
Von eurem Ruhm gerührt, verspracht ihr
mir zu viel,
Ich aber seh bey euch nur ein verworrnes Spiel.
Nur find ich unter euch Aristons Sohn * zu
loben,
Von einem reinen Geist giebt er die besten
Proben.
Er geht mit sachtem Schritt: Er meidet Trug
und Wahn;
Und diese Blödigkeit führt mich zur Wahr-
heit an.

* Plato.

Aurea prima sata est ætas quæ vindice nullo
Sponte sua, sine lege, fidem rectumque colebat
Pœna metusque aberant.

Ovid. Metam. L. 89.

Die goldne Zeit.

Wie lieblich schildert man die alte goldne Zeit,
Wo süser Unschuld Ruh der Rhea Tempel weyht;
Wo man die Tugend pflegt aus eignem Trieb zu schätzen;
Wo man noch nichts gewust von Strafen und Gesetzen.
Und diese sel'ge Zeit wurd goldne Zeit genant;
Da sie doch glücklich war, weil sie kein Gold gekant.
In holder Einfalt Lust, in mäßig reinen Freuden,
Kont der vergnügte Mensch mit wenig sich bescheiden.
Die Kost gab die Natur; er lebte lang und wohl,
Ach! daß die schöne Zeit nicht ferner dauren soll.

Die eiserne Zeit.

Die Erd hub aus der Flut ihr nasses Haupt empor,
Vieh, Menschen, Künste, Frücht, die sah man wie zuvor;
Allein, zu gleicher Zeit auch vorge Noth und Sünden;
Im Lande war nicht mehr die Sicherheit zu finden.
Man baute Vestungen und Schlösser mancher Art:
Die Städte wurden selbst mit Mauren starck verwahrt.
Ein Nachbar suchte stets den andern anzugreiffen;
Man schlug, und raubt, und würgt, lies Städt und Häuser schleiffen.
Grausame Menschen-Brut! was Wunder, daß dein GOtt
Nicht in der Wasserflut dich gänzlich ausgerott?
Unseliges Geschlecht! Ist dann diß kurze Leben,
Zum Frevel lang genug, zur Bosheit nur gegeben?
Hat dich der Himmel dann in diese Welt gesezt,
Daß alles deine Wuth zerstöret und verlezt?
Was will noch aus der Kunst des tollen Krieges werden?

Sind wir nicht alle gleich und Bürger dieser Erden?
Die uns erhält und nährt? Muß sie nicht jedem sein?
Nein! spricht ein stolzer Fürst: Stadt, Volck und Land sind mein.
Wie, ruft ein anderer: Hier müssen Waffen gelten.
Würgt tolle Menschen würgt, sonst seyd ihr keine Helden.
Umringet diesen Platz, besetzet diesen Strauch.
Wer andre überwindt, ist Herr, das ist der Brauch,
Sezt wo dem weiten Reich ein Fluß, ein Wald die Gränzen,
Ja fehlet nur ein Berg um solches zu ergänzen:
So zieht der grose Mann deswegen selbst zu Feld.
Was seiner Würger Schwerd durch andrer Blut erhält,
Giebt ihm ein heilig Recht auf Völcker und Provinzen:
Den Frevel hebt das Glück, aus Räuber werden Prinzen;
Und so beginnt die Macht, die unsre Furcht verehrt:
Sie theilet Land und Reich, die sie doch selbst verheert.
Palläste, Purper, Pracht, Glanz, Herrlichkeit und Cronen,

Sind

Sind solchen Menschen nur die keine Menschen schonen.
So rast der Sterblichen verruchtes Völcker-Recht;
So herrscht die Tyranney im menschlichen Geschlecht.
Die Rechte GOttes sind im Fluch und Greul vergessen;
Was GOtt! was Recht! wer spricht, wer urtheilt so vermessen?
Die Welt ist nur allein den Fürsten zugedacht:
Hat man nicht längstens sie den Göttern gleich geacht?
O glaubt deswegen nicht, ihr Grosen gros zu sein;
Der dumme Pöbel ehrt in euch den blosen Schein.
Er findet einen GOtt auch in den kleinsten Sachen;
Wann sie nur seltsam sind, und furchtsam können machen.
Hat wo des Künstlers Hand ein närrisch Bild formirt,
So wurd das blöde Volck zu seinem Dienst gerührt.
Egypten lag gebeugt vor eines Ochsen Füsen;
Auf Molochs Rauchaltar must Menschenblut zerfliesen.
Ein alt verfaultes Holz, ein grob behauner Stein,
Verehrt der tolle Wahn: sie musten Götter sein.

Die gestürzte Tyranney.

Der HERR erscheint, und kommt der
Christen Schmach zu rächen:
Der Rauch von ihrem Blut muß durch die
Wolcken brechen.
Ja HERR, du kommst und stürzst der Römer Raserey,
Und rettst dein heilig Volck von ihrer Tyranrey.
So, wie Jerusalems und Babels feste Mauren,
Sieht man das alte Rom in Schutt und
Asche trauren.
GOtt hat der Bosheit stets ihr sichres Ziel
gesteckt;
Die Strafe bleibt nicht aus, wo man sein
Volck verlezt.
Trozt, Ueberwinder, trozt auf eure stolze
Siegen;
Sucht in der Völcker Quaal ein gräsliches
Vergnügen;
Denckt, wann ihr grausam rast, daß euch
die künft'ge Zeit,
Mit grosen Titeln ehrt, als Helden, Tempel
weiht.
Ihr seyd nur Peiniger, dem Himmel Recht
zu schaffen,
Und ein verruchtes Volck durch eure Wuth
zu straffen.

Was fordert Attilla? Was suchet Alarich?
Warum tobt Ottocar? Wohin flieht Genserich?
Sie kommen nach und nach aus Norden angezogen:
Sie wissen selber nicht, was sie darzu bewogen?
Der HERR gebrauchet sie, wie Hagel, Seuch und Gluth,
Und stürzt durch ihre Macht des Frevels stolzen Muth.

Unwissenheit.

Der Ursprung des Aberglaubens.

Solaque culminibus ferali carmine bubo
Sæpe queri & longas in fletum ducere voces.

Virgil.

Schaut den geschwänzten Stern, den traurigen Propheten:
Sein feurig langer Bart, der wird die Menschen tödten.
Verzagte Sterblichen! wie suchet ihr so weit,
Den Ursprung eurer Noth, und die Gefahr der Zeit?

Ja, sprecht ihr, sind dann diß nicht sichre
Trauer-Boten?
Mag wohl ein frommer Christ noch solcher
Zeichen spotten?
Gewiß, wir machen hier die Sterne zu ge-
lehrt.
Doch, wie wenn man bey uns den Guguk
schreyen hört?
Wie, wenn man ungefähr das Saltzgefäs
verschüttet?
Wie, wenn ein Hunde heult, und Ruh und
Schlaf zerrüttet?
Beschwörer, Zauberer, Propheten unsrer Zeit!
Der Wahnwitz hat euch nur dem Talisman
geweiht:
Ring, Amulete, Stäb, der Grillen Witz-
erfinder,
Ihr der Unwissenheit beklagungswürdge Kin-
der.
Euch hat Egyptenland am ersten ausgeheckt:
Die Thorheit hat darauf die Griechen ange-
steckt.
Ein Volck das nur allein der Sinnen Lüste
pfleget,
Das wird durch blose Furcht am hurtigsten
beweget.
Die Tänz, die Poesie, der Thöne süsser
Klang,
Die Spiele von Apel, und was Homerus
sang;

Diß

Diß alles blendt den Sinn der sonst so klugen Griechen;
Was gut, was nützlich war, das blieb darüber liegen.
Die grose Weisen selbst, die waren nicht mehr weis;
Auch gab man sich zu Rom dem Aberglauben preis.
Lucretius besang die Träum des Epicuren,
Dadurch verloren sich der Weisheit reine Spuren.
Auf blinde Heldensucht schien man allein bedacht,
Die Waffen wurden nur der Ehre werth geacht.
Die Wissenschaften sind nicht für die grose Helden,
Bey denen nichts, als Noth und Todt und Jammer gelten.
Was hilft Verstand und Witz? Die Sonn schläft in der See;
Den Erden-Crayß bedeckt die rund gewölbte Höh.
Der alte Ocean umringt die weite Gränzen,
Mit seiner nassen Flut bis da die Sterne glänzen.
So weit erstreckte sich der Menschen Wissenschaft,
Da man nur Kriegen lernt, und Mordkunst Ehre schaft?

Was der Heruler Faust durch Tapferkeit errungen,
Das ward den Kaysern bald auch wieder abgedrungen.
Roms Fall erschütterte der Constantiner Thron;
Der Saracenen Sieg trug Macht und Reich davon.
Zum Heilgen hatte sich ihr Mahomet gelogen;
Darauf ganz Orient mit seiner Lehr betrogen.
Die Völcker die Euxin aus den Morästen spie,
Vergröserten die Macht der neuen Monarchie.
Der andre Mahomet macht gantz Europa Schrecken,
Das prächtige Bisanz must Schutt und Graus bedecken.
Die herrlichsten Palläst zerstört der Flammen Macht,
Ihr Rauch verzehrt zugleich der rarsten Schätze Pracht.
Des Alters Heiligthum in Schriften und in Bildern,
Kont der Barbaren Wuth durch kein Betrachten mildern.
Nein, die Unwissenheit stimmt ihrer Absicht bey;
Denn Kunst und Wissenschaft stehn nicht bey Tyranney.
Drauf kamen in der Welt die ganz verworfne Zeiten;

Man

Man sah den dunckeln Witz der Wahrheit
Licht bestreiten.
Nur Aristoteles blieb noch ein weiser Mann:
Weil er so zierlich schreibt, was niemand fas-
sen kan.
Wann wirst du diese Schmach, Vernunft,
zu rächen trachten?
O liebe Logica, du läßt sie gar verschmachten.
Hier bleibt der Mensch ein Thor, ein Thor
und doch gelehrt;
O heilige Natur! wie hat man dich ver-
kehrt?

Unzulänglichkeit der Wissen-schaften zum Glauben.

Armseliger Verstand! wie schwingst du dich
so kühn,
Bis zu der Sternenburg in GOttes Rath-
schluß hin?
GOtt kan allein, als GOtt, von allen Sachen
dencken;
Hier aber muß du dich, mein schwacher Geist
versencken.
Du löschest nicht so bald des Glaubens Fackel
aus:
So siehst du nichts um dich, als Schrecken,
Angst und Graus.

Betrogener Deist, du prangst mit deinem
Wissen;
Du schwermst in der Natur und ihren Finsternissen.
Du suchst mit stolzem Witz, was dich beständig flieht,
Und fliehst aus Eigensinn, was doch dein
Auge sieht.
Ich bin allhier, wie du, an einem Ort der
Rache:
Bewundre doch mit mir des Allerhöchsten
Sache.
Bald wüten Seuch und Pest, bald rasen
Brand und Schwerd;
Bald wird der Städte Pracht in Asch und
Graus verkehrt;
Dort bebt der Erden Grund mit gräslichem
Erschüttern,
Hier blizt und kracht die Luft mit Sturm und
Ungewittern.
Hitz, Kälte, Mangel, Fluth; Kurz, tausendfache Noth,
Umschränkt des Lebenslust, und bringt Gefahr und Todt.
Ja was am meisten noch den eitlen Hochmut
beuget,
Ist, daß er niemahls nicht hier seinen Zweck
erreichet.
Er ist ein blinder Herr in seinem eignen Staat,
Von Leidenschaft gequält, voll Unruh, voll
Verrath.

Wo

Wo alles ihn bedrängt, und keine Ruh sich
zeiget,
Als bis sein Leben sich zu seinem Ende neiget.

Elender, stelle nur dein kühnes Fragen ein;
Wie will ein Wurm, wie du, der Allmacht
Richter sein?
Entreisse dich vielmehr der Fessel dieser Erden;
Durch Glauben kanst du nur ein Gottsge-
lehrter werden.
Hier leucht der Wahrheit Glanz, was ficht
dich weiter an,
Da dich, was du nicht weist, der Glaube
lehren kan.

Nein, nein mir grauet nicht vor jenen Dun-
ckelheiten,
Die zu des Glaubens Lehr mich im Verborg-
nen leiten.
Und schlieset sie sich gleich in düstre Wolcken
ein:
So strahlet doch auf mich ein höchstbeglückter
Schein.
Was will ich mehr? Getrost! GOtt läst
mich alles hoffen,
Ich bet die Wolcken an, draus mich der
Strahl getroffen.
Er hat geredt, ich glaub; zu Füsen meines
HErrn,
Erniedrigt die Vernunft sich Demuths-voll
ganz gern.

Die

Die Vortreflichkeit der göttlichen Liebe.

Der Mensch liebt sich allein, das macht ihm tausend Grämen;
Er muß sich selbst zum Heil den eignen Willen nehmen.
Wer aber treibt das Herz so himmelhoch empor?
Hier dringt des Glaubens Kraft mit holder Macht hervor.
Er übersteigt allein die Reitzungs- volle Sachen,
Die uns auf diesem Weg die gröste Hindrung machen.
Das Herz ist niemals leer: Hört eine Neigung auf,
So kommt die andre gleich dargegen in den Lauf.
Ein neuer Vorwurf macht auch diese wieder hassen,
Und so wird unser Geist in keiner Ruh gelassen.
Der Mensch voll von sich selbst, sieht GOtt: komm, liebe mich,
Spricht dieser; Lieben ist ja ein Gesetz für dich.
O himmlisches Gesetz! der HERR der dich uns giebet,
Erwecket auch zugleich den Trieb, der in uns liebet.

Ein

Ein GOtt, der uns entflamt, und uns ihm zugesellt,
Macht, daß man sich vergißt, und alle Lust der Welt.
Die vorge Treflichkeit, die schmeichlend uns berücket,
Wird jetzo selbst von uns verächtlich angeblicket;
Und in dem tiefen Grund von solcher Nichtigkeit
Entspringt ein neuer Mensch, der sich der Liebe weiht.
Wie nun ein reiner Geist nicht sich, nein GOtt nur liebet:
So findet er nichts mehr, was ihn zuvor betrübet.
Die Ordnung zeiget sich auf einmal hergestellt,
Und ihn vergnüget nichts, als was dem HERRN gefällt.
Verehrung ohne Lieb ist ohne Kraft und Seegen;
Die Liebe kan allein der Liebe Bildnis hegen;
Das Herz ist ihr Altar; Doch fraget nicht wie weit
Der Trieb sich hier erstreckt, von ihrer Zärtlichkeit?
Wenn du die Liebe kennst, wirst du nicht dieses fragen;
Und kennest du sie nicht: so kan dirs niemand sagen.

Wo diese Neigung ist, da herrscht sie ganz
allein,
Sie dringt zum Ewigen ins Ewige hinein.
Man liebet ohne Maas; man weis hier keine
Schrancken;
Hier ist kein Spielwerck nicht phantastischer
Gedancken.
Die Liebe brauchet nie gelehrten Unterricht;
Das Herze fühlt den Zug, und die Empfin-
dung spricht:
„ Die Hoheit, groser GOtt! ist nicht, was
mich entzücket;
„ Die Schätze machen mich noch weniger be-
glücket.
„ Die Ehrsucht reisset mich zu deiner Liebe hin:
„ Reich, gros und glücklich gnug, wann ich
nur bey dir bin.
„ Ich trachte nicht nach Ruhm, was mir kan
Ehre geben,
„ Ist unbekant der Welt, nur dir allein zu
leben.
„ Blickt mich dein göttlich Aug mit Huld
und Gnaden an:
„ So hab ich alles schon, was ich mir wün-
schen kan.
„ Es lässet mich dein Licht auf diesen dunckeln
Gründen,
„ Die ganze Welt in dir, mein GOtt! al-
leine finden.
„ Vergeblich bietet sie mir Geld und Güter
an,

„ Du

„ Du bist allein das Gut, das mich vergnügen kan.
„ Bricht endlich auch der Todt des morschen Leibes Leben,
„ So sterb ich, um mich dir vollkommner hinzugeben.
So lebhaft drücket sich der Liebe Regung aus:
Allein, wo ist der Mensch, wo das beglückte Haus,
Wo von so reiner Glut die heilgen Flammen brennen?
Des Glaubens Wirckungen sind kaum mehr zu erkennen.
Verfloßne Zeiten ihr, wie war't ihr so beglückt!
Ihr habt der Kirchen Schoos voll Heiligen erblickt.
Wir, ihre Kinder, ach! wir gleichen ihnen nimmer;
Wir werden Tag vor Tag unartiger und schlimmer.
Wir sind ein blindes Volck von einem alten Stamm.
Die Christen liebten sich, wir sind einander gram;
Ja, wir verfolgen uns, und brauchen Brand und Eisen,
Um, was jezt Glauben heißt, einander zu beweisen.
Du dessen Wesen nichts, als lauter Liebe hegt;

O theurer Friedens-Fürst! wirst du dann nicht bewegt,
Wann sich um dein Gesetz die Menschen selbst verdammen?
Es kochet noch das Blut bey jenes Eiffers Flammen.
Der die becreuzte Schaar nach Orient gebracht,
Die für des Glaubens Ruhm gemetzelt und geschlacht.
Mehr, als verwegnes Volck! wer heisset dich so streiten?
Du kanst im heilgen Land nicht deine Laster meiden.
Woran doch meynst du wohl, kehrt sich der Saracen?
Ach! soll er glaubig seyn, so lasse dich nicht sehn.
Ihr blinde Leiter ihr, wie wollt ihr andre lehren?
Wer heißt die Menschen euch durch Wuth und Mord bekehren?
Lehrt diß der sanfte Geist von unserm milden GOtt,
Wer anders denckt, als ihr, den würgt, den schmeisset todt.
Wie mögt, wie könt ihr doch, das einen Glauben nennen,
Wo man nur eure Sätz pflegt mündlich zu bekennen,

Und

Und im Verweigrungsfall den, welcher sich empört,
Den Glauben mit dem Schwerd die Liebe rasend lehrt:
So, daß mit stolzem Grimm die Waffen in den Händen,
Man noch dem Ketzer macht die lezte Argumenten.

Ende der Welt.

Ja ja es ist an dem, was die Propheten melden:
Der Glabe wird zulezt auf Erden nicht mehr gelten;
Bis jener Tag erscheint, der uns verkündigt ist.
GOTT gönnt uns bis dahin noch eine kurze Frist.
Ich sehe diesem Tag mit Schrecken schon entgegen;
Ich hör im wilden Meer der Wellen Wuth sich regen;
Das Firmament verliehrt der Sternen funckelnd Heer;
Die Rach entzündet sich, die Buse gilt nicht mehr.
Der Bau der Erden kracht, die Elemente schmelzen.
Ich sehe die Natur sich in einander welzen;

Des Himmels Axe bricht; es stürzen Flamm und Flut,
Den ganzen Crays der Welt in die Verzehrungs-Glut.
Doch ruft der HERR zuvor die längst verstorbnen Glieder,
Aus ihrer Gräber Gruft; sie gehn, sie leben wieder.
Hier führet er sein Volck mit in sein ewig Reich;
Zeit, Erde, Sonn und Welt vergehen allzugleich.
Es öffnen sich nunmehr der Ewigkeiten Pforten.
Der unsichtbare GOtt, der nie noch sichtbar worden,
Erscheint. Die Herrlichkeit umglänzet seinen Thron.
Es blizt, der Donner brüllt. Der Heiligen Stimme Ton,
Die alle Sterblichen vor ihren Richter fodert,
Erschallt. Die Decke fällt. Ein ewig Feuer lodert,
In seinem Licht und Glanz. Wer hier zum erstenmahl
Den grosen GOtt erkennt, sieht ihn zu seiner Qual.
Du nur allein, mein Christ! du darfst hier nicht erbeben;
Dein Heyland ist bereit, die Crone dir zu geben.

Die Crone, die er selbst dir längst verheissen hat.
Die Hofnung wird erfüllt: Du findest in der That,
Wohin des Glaubens Trieb im Dunckeln dich geführet.
Die Feinde sind besiegt, die Liebe triumphiret.
Ach blicke mich, mein GOtt! alsdann genädig an,
Und schencke mir den Geist, der solches hoffen kan.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Loen, Johann Michael <<von>>,

Des Herrn von L** moralische Gedichte

Franckfurt [u.a.] 1751

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.L.g.o.98
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11432934-8
VD18 14827670-001